



TRANS**S**ODIA

Biografische Diagnostik.

Handbuch zur kooperativen Diagnostik von
Lebensläufen und Biografien in der Sozialen Arbeit.

Veröffentlichungsdatum: 01.10.2024

Autor:innen: Karin Goger und Markus Gerl (Fachhochschule St. Pölten, Österreich)

Unter Mitwirkung von: Engel-Unterberger, Christina (Fachhochschule St. Pölten, Österreich)



Kofinanziert von der Europäischen Union

Inhalt

1	Einleitung.....	3
2	Zu den Begriffen Biografie, Biografiearbeit und Biografische Diagnostik.....	4
3	Biografie als soziales Phänomen.....	9
3.1	Zum Verhältnis von Individualisierung, Identität und Biografie – eine historische Einordnung	9
3.2	Alltägliche Biografiearbeit und Biografizität	14
3.3	Narrative Identität.....	16
3.4	Autobiografie als Erzählform.....	18
3.4.1	Zum Verhältnis von Ereignis, Erlebnis und Erinnerung	19
3.4.2	Zu den Mustern autobiografischer Stegreiferzählungen	21
3.4.3	Vom Fremdwerden der eigenen Biografie und vom Risiko der Identitätszumutung.....	29
3.4.4	Autobiografie als fragmentierte Erzählung	32
4	Sichtweisen der Sozialen Arbeit auf Biografien	35
4.1	Mary Richmond – Erkundung biografischer Daten.....	37
4.2	Carel Bailey Germain und Alex Gitterman – Life Model.....	37
4.3	Lothar Böhnisch – Lebensbewältigung	41
4.4	Birgit Griese und Hedwig Rosa Griesehop – Biografische Fallarbeit	43
4.5	Professionelle Biografiearbeit	45
5	Konzepte und Verfahren Biografischer Diagnostik.....	47
5.1	Narrativ-biografisches Interview	47
5.2	Biografischer Zeitbalken – Pantuček-Eisenbacher	53
5.2.1	Dimensionen.....	54
5.2.2	Vorbereitung.....	56
5.2.3	Interviewführung und kooperative Erstellung des Zeitbalkens.....	57
5.2.4	Kooperative Analyse und Interpretation	59
5.3	Biografische Fallrekonstruktion	62



5.4	Sozialpädagogische Diagnostik, Sozialpädagogisches Fallverstehen und diagnostisches Fallverstehen.....	64
5.4.1	Sozialpädagogische Diagnose – Uhlendorff.....	67
5.4.2	Sozialpädagogische Familiendiagnose – Uhlendorff/Cinkl/Marthaler	72
5.5	Systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems – Hollenstein et al.	75
5.6	Das biografische Interview über kritische Lebensereignisse.....	78
5.7	Das Ressourceninterview.....	79
6	Ausblick.....	81
7	Literaturverzeichnis	82
8	Kurzbiografien der zitierten Autor:innen	94
9	Annex Deutsch.....	106
9.1	Projekt TransSoDia	106
9.2	Haftungsausschuss.....	106

1 Einleitung

Das vorliegende Handbuch ist im Rahmen des „Erasmus+“-Projekts TransSoDia „Kooperative Soziale Diagnostik transnational und digital lehren und lernen“ entstanden. Es soll als Einführung in das Begriffsverständnis und in theoretische Grundlagen der Biografischen Diagnostik dienen und einen Überblick über gängige Verfahren und Instrumente vermitteln. Zunächst wird auf Grundlage soziologischer Befunde geklärt, was wir unter Biografie, alltäglicher Biografiearbeit und Biografischer Diagnostik verstehen und wozu letztere dient. Darauf aufbauend wird dargelegt, dass es sich bei „Biografie“ um ein Konstrukt der Moderne handelt und mit welchen Anforderungen an ihre Biografie Menschen gegenwärtig konfrontiert sind. Soziale Arbeit befasst sich seit ihrem Anbeginn mit biografischen Fragen, was ein Blick auf die Perspektiven ausgewählter Pionier:innen der Sozialen Arbeit veranschaulichen soll. Das vorletzte Kapitel widmet sich schließlich Konzepten und Verfahren der Biografischen Diagnostik, die in der Sozialen Arbeit verbreitet sind. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Narrativen Biografischen Interview und dem Biografischen Zeitbalken, da diese in allen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit eingesetzt werden können. Für den Biografischen Zeitbalken liegt außerdem die Web-App easyBiograph vor, die dessen kooperative Anwendung unterstützt und eine übersichtliche Visualisierung auch ereignisreicher Lebensverläufe ermöglicht. Für die Web-App liegt ein technisches Manual vor. Einblicke in die Lebensläufe der zitierten Autor:innen ermöglichen die historische und theoretische Einbettung deren Positionen. Ein ergänzendes kommentiertes Literaturverzeichnis soll zur eigenständigen Vertiefung anregen.

Das Handbuch kann zur Vermittlung von theoretischen und methodischen Grundlagen in der Hochschullehre ebenso wie für das Selbststudium herangezogen werden. Wir laden außerdem zu einer kontinuierlichen Erweiterung und Ergänzung des Handbuchs ein und freuen uns über entsprechende Rückmeldungen und Kooperationen.

Kontakt: Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung, inclusion@fhstp.ac.at



2 Zu den Begriffen Biografie, Biografiearbeit und Biografische Diagnostik

„Die Individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die kollektiven Wirklichkeiten durchdringen sich wechselseitig. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: ein individuelles und ein soziales Produkt.“ (Rosenthal 2015:201)

Im Alltagsgebrauch werden mit dem Begriff Biografie mehrere bedeutungsähnliche, aber nicht ganz idente Konstrukte assoziiert. Meist verstehen wir darunter unsere je (vermeintlich) einzigartige chronologisch verlaufende Lebenszeit bzw. Historie von unserer Geburt bis hin zu unserer gegenwärtigen persönlichen Verortung. Werden wir von einem Gegenüber nach unserer Biografie gefragt, so verstehen wir dies je nach sozialer Situation als Aufforderung zu einer Auflistung von Ereignissen und Phasen in Form eines Lebenslaufs oder aber als Einladung zu einer Erzählung über unser Leben, wie wir es erlebt haben. Im Folgenden werden die unterschiedlichen Bedeutungsgehalte der Begriffe „Lebenslauf“ und „(Auto-)Biografie“ erläutert. Zudem soll basierend auf soziologischen Befunden dargelegt werden, weshalb „[g]esellschaftliche Individualisierung und Institutionalisierung des Lebenslaufs [als] Teile desselben historischen Prozesses“ (Kohli 1987:432) aufgefasst werden.

Unter **Lebenslauf** wird alltagssprachlich eine chronologische Darstellung biografischer Geschehnisse begriffen. In tabellarischer Form werden Ereignisse und Lebensphasen benannt, z.B. Geburtsdatum, Schulbeginn, Berufsausbildungen und Erwerbstätigkeit. Im engeren Sinne wird unter Lebenslauf (auch „Curriculum Vitae“) eine tabellarische Auflistung bildungs- und arbeitsbezogener Daten verstanden. Wenn wir vom Lebenslauf sprechen, legen wir den Fokus auf das Geschichtliche im Sinne historischer Fakten. Der Lebenslauf benennt überprüfbare Daten und Fakten und enthält in der Regel keine Hinweise auf Erlebensqualitäten und subjektive Bedeutungen. Oder in den Worten von Michael Corsten und in Anlehnung an Alois Hahn (1988): Beim Lebenslauf handelt es sich um „die Menge aller dokumentierten Lebensereignisse einer individuellen Person von deren Geburt bis zum Tod“ (Corsten 2020:31). Kennen wir den Lebenslauf einer Person, so erfahren wir, „was wirklich war“. Er sagt noch nichts darüber aus, wie die Person bisherige Lebensphasen wahrgenommen hat und in welcher Verbindung das eine Ereignis mit anderen und/oder nachfolgenden Ereignissen steht (vgl. Miethe 2014:11f).



Zur Illustration

Die Datumsnotiz des Biografen Paul „2012–2013 Freiwilliges Soziales Jahr auf den Philippinen“ gibt weder Auskunft über dessen Motive für das Annehmen dieser Beschäftigung noch über das Erleben des Auslandsaufenthalts. War er ein junger Idealist in dem Glauben, zur Verbesserung der Welt beizutragen? Oder erhoffte er sich als orientierungsloser Schulabgänger neue Perspektiven zu finden? Oder plante er die Bewerbung an einer FH für Soziale Arbeit und intendierte, die Chancen für eine Aufnahme durch ein solches freiwilliges Engagement zu erhöhen? Welche Folgen hatte der Aufenthalt für Paul? Konnte er Kompetenzen erweitern, Kontakte für seine spätere Berufstätigkeit knüpfen, Freund:innen gewinnen oder sogar eine Lebenspartner:innenschaft eingehen? All diese Fragen vermag ein Lebenslauf nicht zu beantworten.

Im Unterschied dazu kann auch auf die Erzählung, also die Narration, fokussiert werden. So setzt sich der Begriff **Biografie** aus den beiden altgriechischen Wörtern „bios“ für Leben und „graphein“ für malen, ritzen, schreiben zusammen. Biografie meint also die Beschreibung des Lebens einer Person bzw. die *Lebensgeschichte*.

„Biografien sind subjektive und bedeutungsstrukturierte Konstruktionen des individuellen Lebens, wie sie sich in der kognitiven, emotionalen und körperlichen Auseinandersetzung zwischen individuellem Erleben und gesellschaftlichen und kulturellen Dimensionen herausbilden.“ (Miethe 2017:21)

Der Begriff bezeichnet gleichermaßen eine literarische Form bzw. Gattung (vgl. Zymner 2022), eine wissenschaftliche Daten- bzw. Textsorte sowie eine alltägliche Erzählform. In der Literatur wird unterschieden zwischen Biografien, in denen Autor:innen die Lebensgeschichte einer anderen Person darlegen, und **Autobiografien** (von „autós“, griechisch für „selbst, eigen“), also Erzählungen der Lebensgeschichte einer Person durch diese Person selbst. Letztere geraten in der Fallarbeit der Sozialen Arbeit insbesondere in Form der **autobiografischen Stegreiferzählungen** (Schütze 1983, 1984) in den Blick. Autobiografische Erzählungen sind ein interaktionales Geschehen, in dem der:die Biograf:in den Rezipient:innen eigene vergangene Erfahrungen und Wirklichkeiten beschreibt (vgl. Rehbein 1980:66, zitiert nach Osterhaus 2011:4). Wie eine solche Erzählung ausgestaltet wird, hängt also auch von der spezifischen Interaktionssituation, dem Anlass und Zweck wie auch dem Verhältnis zwischen Biograf:in und Rezipient:in ab. Erzählte Lebensgeschichten haben Prozesscharakter, es wird eine Entwicklungsgeschichte konstruiert, die das eigene Gewordensein in eine zeitliche Abfolge bringt (vgl. Schörmann 2021:436). Dabei steht die Konstruktion in enger Wechselwirkung mit den tatsächlichen Ereignissen und dem vergangenen Erleben, worauf an anderer Stelle noch einzugehen ist. Jedenfalls lässt sich Biografie als Ergebnis eines reflexiven, kreativen und selektiven Prozesses (vgl. Hölzle 2011:31) einer nachträglichen Konstruktion von Lebenserfahrungen verstehen.

Im Alltag finden sich unterschiedliche Anlässe und Kontexte für das Erzählen biografischer Episoden. In (beginnenden) Freund:innen- und Partner:innenschaften werden Einblicke in die eigene Lebensgeschichte, das prägende soziale Umfeld sowie bedeutsame Ereignisse und Erfahrungen gewährt. Damit werden dem Gegenüber auch das eigene Gewordensein, das Selbstverständnis,



Überzeugungen und Werthaltungen erklärt. Biografische Selbstreflexion und alltägliche Biografiearbeit leisten wir, wenn wir Erfahrungen teilen, reflektieren, wenn wir uns mit anderen in Entscheidungssituationen beraten, Lebensphasen planen und existenzielle Fragen der eigenen Identität besprechen (vgl. Hölzle 2011:32). Im Unterschied dazu folgen institutionalisierte soziale Situationen für Selbstthematization spezifischen expliziten Regeln. Eine frühe Form ist die stark ritualisierte Beichte der katholischen Kirche. Bei dieser wird die reuige Reflexion eigener Handlungsintentionen oder – genauer – schuldhafter Verfehlungen eines:einer Sünder:in mit einem Auftrag zur Buße und mit priesterlicher Lossprechung von der Sünde beantwortet. In Bewerbungs- und Vorstellungsgesprächen wird nicht nur nach einem schriftlichen Lebenslauf verlangt, sondern auch zur Erzählung bisheriger beruflicher Erfahrungen und auch der Freizeitgestaltung eingeladen. In Gerichtsverfahren sind Angeklagte gegebenenfalls aufgefordert, die Entwicklung ihrer Straffälligkeit durch ihren lebensgeschichtlichen Werdegang zu erklären (vgl. Osterhaus 2011:5).

Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit ist eine methodisch-reflektierte Unterstützung der biografischen Alltagsarbeit von Klient:innen im professionellen Rahmen mit dem Ziel, deren Handlungspotenzial zu erweitern (vgl. Dausien 2005:9f; Miethe 2014:24; Hölzle 2011:33). Sozialarbeiter:innen und Sozialpädagog:innen fragen – ähnlich wie Biografieforscher:innen – nach „den Sinnsetzungsakten und den biographischen Konstruktionen der AutobiographInnen selbst“ (Rosenthal 2001:2). Die dahinterliegende Annahme lautet, dass ein Verstehen psychischer und sozialer Prozesse wie auch des Handelns von Menschen nur über die Perspektive und Biografie der Subjekte gelingen kann (vgl. Rosenthal 2001:2). Oder mit den Worten der Erziehungswissenschaftlerin und Biografieforscherin Bettina Dausien (2005:6):

„Probleme sind im Kontext von Lebensgeschichten ‚geworden‘, sie haben eine Geschichte, und sie werden im Horizont biografischer Erwartungen bearbeitet, haben also einen Zukunftsbezug. Sie sind eingewoben in einen lebensweltlichen und lebensgeschichtlichen Erfahrungszusammenhang und können nicht isoliert aus diesem ‚herauspräpariert‘ werden. Die zeitlich aufgeschichteten Erfahrungen und Sinnzusammenhänge eines Subjekts bestimmen seine Handlungen und Deutungen in einer je aktuellen Situation mit – auch wenn dieser Zusammenhang für die Beteiligten nicht notwendig erkennbar ist und bewusst reflektiert wird.“

In der Sozialpädagogik zielt Biografiearbeit in aller Regel auf eine „Hinwendung zum Subjekt“ und zu „subjektiven Lernerfahrungen“ (Lindmeier 2013:11). Professionelle Biografiearbeit wird als Bildungsarbeit verstanden und steht vor der Aufgabe, biografisches Lernen anzustoßen: „Biografisches Lernen als das Lernen, das sich in der Lebensgeschichte selbsttätig vollzieht; Biografisches Lernen als das Lernen, das sich durch die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte und deren Aneignung auszeichnet“ (Buschmeyer 1990:15, zitiert in Lindmeier 2013:15f). Neben dem Prozess der Rekonstruktion, des Verstehens und der allfälligen Dekonstruktion subjektiver Sinnkonstruktionen ist auch die Dokumentation der Biografie von Bedeutung. „Dokumentierte Erinnerung“ in Form von Lebensbüchern, Briefen, Fotoalben, schriftlichen Autobiografien, Bildern, Landkarten etc. „wird nicht umgedeutet und verdrängt“ und



bietet „mehr Verbindlichkeit und Beständigkeit [. . .] als das gesprochene Wort“ (Lattschar / Wiemann 2018:15).

Lebensweltorientierte Einzelfallararbeit deutet biografische Narrationen von Klient:innen in Hinblick auf subjektive Relevanzstrukturen, bisherige Bewältigungsstrategien, Stärken und (erreichbare) Ressourcen. Bedeutungsgebungen, die einer Bewältigung der aktuellen lebensweltlichen Herausforderungen, einem gelingenderen Alltag und einer selbstbestimmten Lebensführung hinderlich sind, drängen auf Hinterfragung und nötigenfalls Dekonstruktion (vgl. Thiersch / Grunwald / Köngeter 2002:170). Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit ist in einen längerfristigen Prozess eingebettet und „immer partizipativ, dialogisch und kooperativ angelegt und darauf ausgerichtet, gemeinsam mit den KlientInnen einen verstehenden Zugang zu ihrem Erleben und ihrer Lebensbewältigung unter Einbeziehung relevanter biografischer, kultureller und politischer Ereignisse sowie ihrer bisherigen und aktuellen Lebenswelt zu entwickeln“ (Hölzle 2011:33). Im Beratungskontext stellt Biografiearbeit eine mögliche Strategie dar, um lebensgeschichtlich entwickelte und erworbene Ressourcen aufzuspüren, die sich für die gegenwärtigen Bewältigungsaufgaben eignen.

In der **Biografischen Diagnostik** geht es „um professionelles Verstehen biografischer Strukturen und seitens der Klient:innen um Wiederherstellung der Handlungsfähigkeit in der eigenen Lebenswelt. Kurz, es geht um Ermächtigung, nicht um Bemächtigung“ (Fischer / Goblirsch 2018:248). Diese Form von Diagnostik bietet sich bei der Aufklärung darüber an, „wie Lebens- und Problemlagen in die soziale Welt eingelagert sind“ (Sommerfeld et al. 2010:189, zitiert in Gahleitner / Röh 2018:60), sie fokussiert also in der Sozialen Arbeit auf das Wechselspiel zwischen Person und deren Umwelt: Erlebens- und Handlungsmuster von Menschen hängen von deren Erfahrungen mit anderen Menschen und deren Verortung in gesellschaftlichen (Ungleichheits-)Verhältnissen ab (vgl. Gahleitner / Röh 2018:60). Gleichzeitig erfolgt die „Aneignung“ sozialer und „gesellschaftlicher Anforderungen und Komplexitäten vor dem Hintergrund eigener biografischer Selbstkonstruktionen und Sinnorientierungen“ (Hanses/Homfeldt 2009:150, zitiert in Gahleitner / Röh 2018:60).

Das Aufdecken biografischer Strukturen gewährt Einblicke in die Entwicklung bisherigen Orientierungswissens, in Bedeutungs- und Interpretationsschemata, in (problematische) Erlebens- und Handlungsmuster wie auch in die vorgegebenen sozialen Kontexte (vgl. Fischer / Goblirsch 2018:248; Gahleitner / Röh 2018:60). Darüber hinaus erschließen sich gleichzeitig Stärken, Ressourcen, vergangene Lösungsstrategien und bislang nicht verwirklichte Handlungsoptionen (vgl. Fischer / Goblirsch 2018:248). Ansätze der Biografischen Diagnostik folgen demnach einer verstehenden Erkenntnistradition und bedienen sich phänomenologischer, hermeneutischer, rekonstruktiver Verfahren und Instrumente. Diese Verfahren berücksichtigen, dass es sich bei der lebensgeschichtlichen Erzählung um eine spezifische Form des Erzählens handelt, deren Regeln sozial vermittelt werden und deren Kenntnis in den lebensweltlichen Wissensvorrat von Subjekten eingegangen ist. Biografische Diagnostik nimmt das Zusammenspiel aus 1) der Realbiografie als „gelebtem Leben“, 2) dem emotionalen Erleben und den subjektiven Sinnkonstruktionen als



„erlebtem Leben“ und 3) den narrativen Selbstpräsentationen als „erzähltem Leben“ in den Blick (vgl. Rosenthal 1995; Fischer / Goblirsch 2018:249):

„Die Konzeption der Biographie als soziales Gebilde, das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebenswelten der Subjekte konstituiert und das in einem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotenen Mustern sich ständig neu affirmiert und transformiert, bietet die Chance, den Antworten auf eine der Grundfragen der Soziologie, dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, näher zu kommen. In der ‚biographischen Selbstrepräsentation‘ finden wir nicht nur Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozeß der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation, sondern auch zur Einordnung der biographischen Erfahrungen in den Wissensvorrat und damit zur Konstitution von Erfahrungsmustern, die zur gegenwärtigen und zukünftigen Orientierung in der Sozialwelt dienen. Diese Einordnung, die die Erfahrungen als sinnhaft konstituiert und die biographische Gesamtsicht und die damit verbundenen biographischen Entwürfe des Subjekts erzeugt, kann keinesfalls als zufällige, individuelle Leistung verstanden werden. Auch sie ist vielmehr sozial konstituiert. Sie vollzieht sich in der Interaktion mit anderen und orientiert sich an sozialen Vorgaben, an ‚Rezepten‘ dafür, ‚wie was wo‘ einzuordnen ist (Schütz/Luckmann 1979:172ff zitiert in Rosenthal 1995:13). Aber ebensowenig, wie diese Einordnung in den Intentionen der Subjekte aufgeht, geht sie in gesellschaftlichen Vorgaben auf. Eine Biographieforschung [und auch eine Biografische Diagnostik, Anm. der Verfasser:innen], die nur angebotene Muster und nicht deren sich in der biographischen Handlungspraxis vollziehende Ausbuchstabierung durch die Biographen sowie deren Verknüpfung mit den jeweiligen biographischen Erfahrungen und Erlebnissen analysiert, bleibt bei einer Konzeption des Subjekts als passiver Projektionsfläche gesellschaftlicher Prozesse stehen.“ (Rosenthal 1995:13)

Die kooperative Analyse des Lebenslaufs wie auch die gemeinsame Reflexion der biografischen Erzählung des:der Klient:in ist als professionelle Biografiearbeit zu verstehen. Sie leitet einen Prozess des Biografischen Lernens und/oder der Begleitung alltäglicher Biografiearbeit der Klient:innen ein. Folglich macht Biografische Diagnostik einen passenden zeitlichen Rahmen, ein auf Kontinuität ausgerichtetes Setting und ein von anerkennender Wertschätzung geprägtes Beziehungsangebot der Professionist:innen erforderlich. Mögliche Ausgestaltungsformen Biografischer Diagnostik in Sozialarbeit und Sozialpädagogik werden in Kapitel 6 Konzepte und Verfahren Biografischer Diagnostik dargelegt.



3 Biografie als soziales Phänomen

Um Lebensverläufe und Lebensgeschichten verstehend interpretieren zu können, ist neben dem Wissen um Lebensbedingungen und Lebenslagen der jeweiligen Zielgruppe auch die Kenntnis des Stellenwerts der Biografie in modernen Gesellschaften dienlich. Denn sowohl der Lebenslauf, ergo die stattgefundenen Ereignisse und Lebensphasen, wie auch die biografische Erzählung sind soziale Konstrukte bzw. soziale Realitäten eigener Art (vgl. Kohli 1983, zitiert nach Rosenthal 1995:12). Im Folgenden werden soziologische Theorien und Befunde im Sinne sensibilisierender Konzepte für die Auseinandersetzung mit Individualbiografien skizziert.

3.1 Zum Verhältnis von Individualisierung, Identität und Biografie – eine historische Einordnung

Erst am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert entsteht mit der (ersten) europäischen Moderne und der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft die Vorstellung einer Identität von Individuen, „also die Idee, mit sich selbst identisch und unverwechselbar zu sein“ (Felden 2021:14):

„Identität‘ nennen wir die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel biographischer Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern. Ihre Identität behauptet eine Person gleichzeitig für sich und gegenüber anderen; die Selbstidentifikation, das Sich-Unterscheiden-von-Anderen muss von diesen anderen auch anerkannt werden.“ (Döbert / Habermas / Nunner-Winkler 1980:9f., zitiert in Felden 2021:17)

Mit der Vorstellung einer subjektiven Identität geht Peter Alheit (2006) zufolge auch die „Entdeckung der Biografie“ einher. Während vor der Moderne Lebensgeschichten von Heiligen und Mächtigen „ideale Charaktertypen“ präsentierten, wächst in der Moderne also das Interesse an der Beschreibung der „Entfaltung subjektiver Einzigartigkeit“ von bemerkenswerten Personen aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Die (auto-)biografische Erzählung etabliert sich zunächst als literarische Form, mit der Zeit finden ihre Muster und Regeln Eingang in das Alltagswissen, den lebensweltlichen Wissensvorrat. Die Biografie als lebensgeschichtliche Erzählung kann somit als vergleichsweise junge soziale Wissensform (vgl. Alheit 2006:4) bezeichnet werden, sie ist „ein sehr spezifischer Lernprozess der europäischen Moderne“ (Alheit 2006:2) und „Ausdruck der Entwicklung von Individualität“ (von Felden 2021:7, 8).

„In jeder Gesellschaft gibt es sozial geprägte Identität in der An-sich-Form, auch rudimentäre situative Darstellungen des Selbst sind historisch universal. Ob das Ich über Formen des Gedächtnisses verfügt, die symbolisch seine gesamte Vita thematisieren, das hängt vom Vorhandensein von sozialen Institutionen ab, die eine solche Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten. Wir wollen solche Institutionen Biographiegeneratoren nennen. Als Beispiele seien hier genannt die Beichte oder die Psychoanalyse, das Tagebuch oder die Memoiren, aber auch bestimmte Formen der



medizinischen Anamnese oder das Geständnis vor Gericht. Seit neuestem wird wohl auch das von Sozialwissenschaftlern veranlasste biographische Interview hinzurechnen sein. Identität-an-Sich ist universell, aber nicht Identität-für-Sich. Diese ist Korrelat von historisch keineswegs allgemein verbreiteten Biographiegeneratoren.“ (Hahn 2000:100, zitiert in Griese / Griesehop 2007:23)

Mit der modernen Ausdifferenzierung der Gesellschaft in Teilbereiche – oder mit Niklas Luhmann in „Funktionssysteme“ (1998) – nehmen Individuen zum anderen unterschiedliche Identitäten bzw. soziale Rollen ein. So ist eine Frau beispielsweise gleichzeitig in Kroatien geborene Österreicherin, Sozialarbeiterin, Streetworkerin, Expertin für Online-Streetwork, Tochter, Schwester, Mutter, Partnerin, Grün-Wählerin, Katholikin etc. Die Erziehungswissenschaftlerin Heide von Felden legt mit Bezug auf die Soziolog:innen Cornelia Bohn und Alois Hahn dar, dass diese „partizipativen Identitäten“ mit den Zugehörigkeiten oder unterschiedlichen Kommunikationszusammenhängen verbunden sind. Im Unterschied dazu ist die biografische Identität von der Beziehung des Individuums zu sich selbst gekennzeichnet. Dabei bestimmt sich der Selbstbezug stets im Bezug und in Differenz zu anderen, Selbstreferenz ist ohne Fremdreferenz nicht möglich. „Individuelle Identität, die partizipative und biographische Identitäten in sich vereinigt, entsteht somit nie im gesellschaftsfernen Raum aus sich selbst heraus, sondern ist eine Beschreibung und von daher eine Konstruktion des Individuums in Reaktion auf gesellschaftliche Zuschreibungen“ (Felden 2021:14).

Martin Kohli (1987, 2003, 2017) stellt fest, dass die Moderne bis in die 1960er-Jahre durch eine „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ gekennzeichnet war: Lebensläufe – und zwar sowohl die subjektive Historie wie auch deren ihre Darstellung – folgen demnach typischen Mustern, also kulturell vorgegebenen institutionalisierten biografischen Schemata, die durch vorgeschriebene Bildungswege und Konstruktionsprinzipien des Arbeitsmarktes charakterisiert sind. Diese gemeinsame Struktur des „Normallebenslaufs“ in westlichen Industrienationen weist laut Kohli folgende Merkmale auf:

- Verzeitlichung: Während in vormodernen Zeiten das Alter nur als kategorialer Status wichtig war, wurde der Ablauf der Lebenszeit zum zentralen Strukturprinzip der Lebensführung.
- Chronologisierung: Diese Verzeitlichung der Lebensführung ist am Lebensalter orientiert, es lässt sich ein chronologisch standardisierter „Normallebenslauf“ ausmachen. Der Lebenslauf wird zum „Teil eines neuen Vergesellschaftungsprogramms, das an den Individuen als eigenständig konstituierten sozialen Einheiten ansetzt (Individualisierung)“ (Kohli 2017:497).
- Individualisierung: Im Prozess der Freisetzung aus lokalen und ständischen Bindungen setzt Vergesellschaftung an Subjekten als selbstständigen Einheiten an.
- Der Lebenslauf in modernen Gesellschaften ist entlang von Erwerbsarbeit organisiert. Dies lässt sich insbesondere an seiner äußeren Gestalt als Dreiteilung in die Vorbereitungszeit / Kindheit und Jugend, dann die Aktivitätszeit / das Erwachsenenleben und schließlich die Ruhephase / das Alter ablesen.



Kritisch anzumerken bleibt, dass sich die Vorstellung von einem solchen Normallebenslauf an dem Lebenszyklus einer männlichen „westdeutschen, ‚eindeutig‘ geschlechtlichen, weißen, heterosexuellen, lohnarbeitenden, körperlich befähigten“ (Gregor 2018:90) Person orientiert und damit ausschließenden Charakter hat.

Kohli arbeitet außerdem heraus, dass das Lebenslaufregime zwei Ebenen umfasst: zum einen die „Bewegung der Individuen durch das Leben im Sinn von *Positionssequenzen* bzw. ‚Karrieren‘“, zum anderen die „*biographischen Perspektiven und Handlungen*“ (Kohli 2017:497). Die „Institutionalisierung des Lebenslaufs [. . .] umfasst [mehr] als eine Normalisierung von Verhaltensabläufen: sie umfasst auch den Übergang zu einer biographischen – d.h. vom Ich aus strukturierten und verzeitlichten – Selbst- und Weltauffassung [. . .]“ (Kohli 1987:432).

Von einem Erwachsenen in modernen Gesellschaften wird erwartet, „einerseits über einen ‚Lebenslauf‘ – im Sinne einer sequenziellen Benennung von Lebensdaten – zu verfügen und andererseits Phasen und Ereignisse seines Lebens mit temporalisierten und auf seine Identität bezogenen Darstellungen, d.h. mit biographischen Thematisierungen, nachvollziehbar zu machen. Das Geburtsdatum, die Anzahl der Geschwister oder das Heiratsdatum nicht zu kennen, brächte in modernen Gesellschaften ebenso wie die Inkompetenz zum Geschichtenerzählen, unter bestimmten Umständen schon die Gefahr einer Psychiatisierung mit sich“ (Rosenthal 1995:102).

Zur Illustration

Die Biografieforscherin Gabriele Rosenthal veranschaulicht anhand der Narration einer Jüdin aus Libyen, die 1949 im Alter von 31 Jahren nach Israel kam, „[w]ie sich die von Gesellschaft zu Gesellschaft differierende soziale Erwartung der Orientierung an Daten innerhalb einer Lebenserzählung manifestieren kann“ (Rosenthal 1995:103). Die Interviewpartnerin kennt ihr Geburtsjahr nicht und nennt in ihrer ausführlichen Erzählung über ihre Kindheit und Jugend in Libyen keinerlei Daten, sondern lediglich ihr jeweiliges Alter. Historische Daten führt sie erst in Zusammenhang mit Bombenangriffen auf Tripolis und Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung an. Biografische Daten listet sie in ihrer Erzählung über ihr Leben in Israel und anhand von Dokumenten moderner Gesellschaften wie Sterbeurkunden, Sichtvermerken im Reisepass u.Ä. auf.

Dieses biografische Selbstverständnis bzw. die Entwicklung einer „Identität-Für-Sich“ (Hahn 1988:93, zitiert in Alheit 2006:2) gewinnt mit zunehmender Individualisierung Mitte/Ende des 20. Jahrhunderts in der (zweiten) Moderne weiter an Bedeutung. Mit der Zunahme gesellschaftlicher Komplexität nehmen auch sozialstrukturell gebotene Freiheitsräume für individuelles Handeln zu, was wiederum die biografische Selbstthematisierung befördert (vgl. Hahn 1988, zitiert nach Alheit 2000:154).

„Individualisierung rückt das Selbstgestaltungspotenzial, das individuelle Tun ins Zentrum. Auf eine Formel gebracht: Die Gestaltung der vorgegebenen Biografie wird zur Aufgabe des Individuums, zum Projekt – wenigstens de jure, weniger de facto. Individualisierung ist allerdings kein bloß subjektiver Sachverhalt, demgegenüber eine objektive ‚Sozialstruktur‘ der ‚Klassen‘ und ‚Schichten‘ fortbesteht, die für das Denken



der Individuen verschlossen ist. Individualisierung ‚verflüssigt‘ die ‚Sozialstruktur‘ der modernen Gesellschaft. Zentrale Institutionen wie (zivile, politische und soziale) Grundrechte sind an das Individuum adressiert, gerade nicht an Kollektive oder Gruppen. Das Bildungssystem, die Arbeitsmarktdynamik, Karrieremuster, ja Mobilität und Märkte ganz allgemein haben individualisierende Konsequenzen. Flexibilisierung der Erwerbsarbeit bedeutet Individualisierung von Risiken und Lebenszusammenhängen. Das Institut der geheimen Wahl setzt das Individuum von Gruppenzwängen frei und so weiter. Individualisierung ist also keine Sache des ‚Überbaus‘ – der Ideologie –, dem gegenüber der ‚Unterbau‘ – die objektive Lage – als ‚eigentliche‘ Realität unterschieden und aufrechterhalten werden kann. Individualisierung ist sozusagen der ‚Überunterbau‘, eben die paradoxe ‚Sozialstruktur‘ der modernen Gesellschaft. Was heißt: Die Lebensbedingungen der Individuen werden ihnen selbst zugerechnet; und dies in einer Welt, die sich fast vollständig dem Zugriff der Individuen verschließt. Auf diese Weise wird das ‚eigene Leben‘ zur biografischen Lösung systemischer Widersprüche.“ (Beck 2001:3)

Spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg steigen das Bildungsniveau und damit einhergehend die sozialen Aufstiegschancen und die Mobilität¹: Die „Vereinzelung des Einzelnen“ (vgl. Marx, zitiert in Beck 1986:131f), sprich Individualisierung bei gleichzeitiger Beschleunigung des sozialen Wandels, des technischen Fortschritts und des Lebenstempos (vgl. Rosa 2012), macht die Konstruktion einer persönlichen Identität immer diffuser und anspruchsvoller. „[I]n hoch modernisierten und sich ständig wandelnden Gesellschaften benötigen Personen einen eigenen Integrationsmodus, um sich selbst zu positionieren, sich sinnhaft zu entwerfen und auch um anderen gegenüber erkennbar zu bleiben“ (Schulze 2008:3). Die verschiedenen Lebensbereiche und -phasen wie auch Kontinuitätsbrüche eines Menschen können angesichts der funktionalen Differenzierung nicht mehr mithilfe eines übergeordneten gesellschaftlichen Sinnsystems, wie z.B. Religion, Familie, Nation oder Klasse, allein integriert werden. Vielmehr kommt den individuellen Biografien die Aufgabe zu, als subjektiv sinnhafte Form der Erfahrungsorganisation (vgl. Breckner 2001:120ff) zu fungieren und den vielfältigen gesellschaftlichen Inklusionsanforderungen gerecht zu werden (Alheit 2020b:158). „[. . .] es nehmen die Zwänge zu, den eigenen Lebenslauf selbst zu gestalten, und zwar auch und gerade dort, wo er nichts als das Produkt der Verhältnisse ist“ (Beck 1986:216).

Mit dieser Individualisierung geht auch eine „neue Armut“ einher: „Massenarbeitslosigkeit wird [. . .] den Menschen als persönliches Schicksal aufgebürdet. Sie werden nicht mehr sozial sichtbar und kollektiv, sondern *lebensphasenspezifisch* von ihr betroffen“ (Beck 1986:144). Die Gesellschaftsdiagnosen von Ulrich Beck, wonach sich die Arbeitslosigkeit zwar bei benachteiligten

¹ Mit Michael Walzer (1993) lassen sich vier Formen der Mobilität unterscheiden: 1) Die geografische Mobilität, die insbesondere berufsbedingt ist. 2) Die soziale Mobilität, mit der Veränderungen des gesellschaftlichen Status bezogen auf Qualifikationsniveau, Beruf und Einkommen zwischen der Eltern- und Kindgeneration gemeint sind. 3) Die Beziehungsmobilität, die sich an Trennungs-, Scheidungs- und Wiederverpartnerungsraten festmachen lässt. 4) Die politische Mobilität, die sich an sinkender Loyalität gegenüber Parteien festmachen lässt (Stichwort Wechselwähler:innen) (vgl. Walzer 1993, zitiert nach Keupp 1999).



Gruppen konzentriert, gleichzeitig aber die Grauzonen der nichtregistrierten Schattenarbeitslosigkeit zunehmen und Arbeitslosigkeit sozial breiter gestreut ist, kann auch mehr als 30 Jahre nach Ersterscheinen seines Werks „Risikogesellschaft“ Gültigkeit beanspruchen. Ähnliches gilt für seine Feststellung, dass Frauen in besonderem Maße von Armut bedroht sind und Scheidung in Verbindung mit Kindern Frauen (nach wie vor) „in Lebensverhältnisse unter das Existenzminimum drückt“ (Beck 1986:148). Massenarbeitslosigkeit und Armut werden „wegindividualisiert“ (Beck 1986:148), sie wandeln sich von einem Gruppenschicksal zu einem gleichsam „*biographisch querverteilten*“ (Beck 1986:148) Risiko. „Die Gegensätze sozialer Ungleichheit tauchen als Gegensätze zwischen Lebensabschnitten *innerhalb* einer Biographie wieder auf“ (Beck 1986:148), Arbeitslosigkeit und Armut werden für einen großen Teil der Bevölkerung moderner Gesellschaften zu einer vorübergehenden Lebensphase. „Die Kehrseite des Vorübergehenden [. . .] ist die Verwandlung von Außenursachen in Eigenschuld, von Systemproblemen in persönliches Versagen“ (Beck 1986:150). Apitzsch stellt dabei aus Perspektive der Kritischen Theorie fest, dass viele von Exklusion Betroffene den neuen Unsicherheiten begegnen, indem sie sich entweder an kollektive ethnische, religiöse nationale (Familien-)Netzwerke binden oder indem sie andererseits – insbesondere Frauen – ihre personale Autonomie beanspruchen (vgl. Apitzsch 2018:19).

Die gegenwärtige (postmoderne) westliche Gesellschaft ist von Individualisierung, Pluralisierung der Lebensformen und -stile, Flexibilisierung, Beschleunigung und Entgrenzung von Arbeit² gekennzeichnet. Der „Normallebenslauf“ verliert an Bedeutung, während die „Biographisierung der Lebensführung“ (Fuchs 1983:366, zitiert in Kohli 1987:433), also subjektive Lebensplanungen, Wahlen und Entscheidungen, Umorientierungen, Neuanfänge etc., an Bedeutung gewinnen. Der gesellschaftliche Zwang, sich biografisch zu artikulieren und „individuell und einzigartig zu sein“ (Alheit 2002:4), scheint mittlerweile inflationär zu geraten, was sich nicht zuletzt in den Inszenierungen in sozialen Medien widerspiegelt (Alheit 2006:7).

Die Individualisierung macht auch vor der Sozialen Arbeit nicht halt. Beispielsweise haben sich seit den 1990er-Jahren lebensweltorientierte Handlungsansätze verbreitet, die das subjektive Erleben und die alltägliche Lebensführung ins Zentrum des Interesses rücken. Die Kunst der lebensweltorientierten Einzelfallhilfe wie auch der professionellen Biografiearbeit besteht darin, gleichzeitig der Einzigartigkeit des (Er-)Lebens des:der Klient:in Rechnung zu tragen wie auch den Fallstricken der Individualisierung von Verantwortung und der Illusion einer gänzlich selbstbestimmten Lebensführung („Jeder ist seines Glückes Schmied“) gewahr zu sein. Sowohl Biografische Diagnostik als auch Biografiearbeit benötigen außerdem – wie jedes methodische Vorgehen in der Sozialen Arbeit – Sensibilität und transkulturelle Kompetenz. So ist scheinbar „Selbstverständliches“ – wie z.B. die oben illustrierte Orientierung an Jahreszahlen – als zeitlich und

² Unter Entgrenzung wird die Auflösung ehemals gültiger Trennlinien und Einteilungen verstanden. Der Begriff wird beispielsweise verwendet, um den Relevanzverlust von nationalstaatlichen Identitätskonzepten in einer globalisierten Welt oder die Auflösung der Zweigeschlechtlichkeit zu thematisieren. Mit Entgrenzung von Arbeit werden Phänomene wie die zunehmend geforderte Selbstorganisation von Arbeitnehmer:innen vor dem Hintergrund der Flexibilisierung der Arbeitszeiten, des Arbeitsortes sowie der Digitalisierung bezeichnet (vgl. Voß 1998).



sozialräumlich verorteter Wissensvorrat zu verstehen und sind Unterschiede zwischen den eigenen Lebenswelten und jenen des:der Klient:in zu erkennen und anzuerkennen.

3.2 Alltägliche Biografiearbeit und Biografizität

In modernen und mehr noch in postindustriellen (postmodernen) Gesellschaften nehmen die Chancen auf selbstbestimmte Lebensführung zu und sind Individuen permanent gefordert, sich biografisch zu positionieren. Auch die Identitätsentwicklung ist ein lebenslanger Prozess, der Identität „nicht als Ergebnis betrachtet, sondern als fortlaufende Wandlung durch die sozialen Beziehungen zu anderen und in der Erinnerung an die eigene Vergangenheit und im Hinblick auf die Zukunft“ (vgl. Erikson 1959, 1974, zitiert nach Felden 2021:17).

Vor dem Hintergrund der Erosion des institutionalisierten Lebenslaufs und der Vorstellung von einer „Normalbiografie“ in (post-)modernen Gesellschaften bestehen mehr Verwirklichungsmöglichkeiten, als in einem Leben realisiert werden können, was Individuen zum ständigen Wählen zwingt. Jede Biografie enthält daher einen immensen Fundus an „ungelebtem Leben“ (von Weizsäcker 1956, zitiert in Alheit 2006:5). Dennoch, so Alheit mit Verweis auf die deutlich gestiegene Lebenserwartung, dominiere die Idee, planerischen Einfluss auf den eigenen Lebenslauf zu haben. Dieses Planen – des Wochenendes, des Berufswunsches, des Hausbaus – vermittele den Eindruck, „dass wir unser Leben ‚in der Hand haben‘ und Subjekte unserer Biografie sind“ (Alheit 2006:5). Das Hintergrundwissen über Alternativen der Lebensgestaltung bietet ein Potenzial für Veränderung. Die freie Wahl ist dabei Möglichkeit und Zumutung zugleich: „Die wesentliche Konsequenz [. . .] ist, daß der Mensch, dazu verurteilt, frei zu sein, das Gewicht der gesamten Welt auf seinen Schultern trägt: er ist für die Welt und für sich selbst als Seinsweise verantwortlich. Wir nehmen das Wort ‚Verantwortlichkeit‘ in seinem banalen Sinn von ‚Bewusstsein (davon), der unbestreitbare Urheber eines Ereignisses oder eines Gegenstandes zu sein“ (Sartre 1993:950).

Selbstbestimmung wird zum Wert, Eigenverantwortung zur Pflicht. Während des gesamten Lebensverlaufs sind Entscheidungen zu treffen, die den weiteren Lebensweg mehr oder weniger stark beeinflussen: Welche Schulform passt zu meinen Stärken und Interessen? Welche berufliche Laufbahn schlage ich ein? Welchen Hobbys gehe ich nach? Welchen Talenten oder persönlichen Stärken widme ich mich? Welchen Stellenwert soll Erwerbsarbeit in meinem Leben erhalten? Habe ich ein eindeutiges Geschlecht und wie will ich dieses sozial konstruieren? Gehe ich eine Partner:innenschaft ein und, falls ja, mit wem? Will ich Kinder und, falls ja, wann? In welcher Weise will ich zu Kindern kommen („spontan“, mittels Reproduktionsverfahren, Adoption, etc.)? Wie will ich die Elternrolle gestalten? Wo verbringe ich meinen Urlaub?

Diese Wahl- und Entscheidungsfreiheit, respektive der „Autonomiezwang“, und die Erwartung an eine individuelle Gestaltung des Lebenslaufs gehen mit Begründungszwängen einher. Das Subjekt ist gefordert, seine Entscheidungen zu erklären und zu legitimieren, und tut dies unter ständigem Rückgriff auf seine biografischen Erfahrungen und deren Interpretation (vgl. Schulze 2008:3). Identität wird damit zum „lebenslangen Konstruktions- und Rekonstruktionsprozess von Identitäten [. . .], in denen die in modernen Gesellschaften bestimmenden Diskontinuitätserfahrungen ständig



bearbeitet werden“ (Schulze 2008:3). Personen leisten fortwährend und insbesondere während Krisenerfahrungen und Phasen der Diskontinuität Identitätsarbeit (vgl. Keupp 2005) und Biografische Arbeit, um sich ihrer selbst zu vergewissern und vergangene wie gegenwärtige Erfahrungen zu einem kohärenten Selbstbild zu verweben (vgl. Schulze 2008:3).

Unter den Bedingungen des Pluralismus der Lebensformen und der Erosion von Sicherheit und Stabilität werden auch klassische Theorien der Identität mit ihren linearen Phasen- und Stufenmodellen und Vorstellungen einer „gelungenen Ich-Identität“ infrage gestellt. So vertrat der Psychoanalytiker Erik H. Erikson in seinem noch heute rezipierten Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung die Auffassung, dass „Ich-Identität [. . .] das gesammelte Vertrauen darauf [ist], dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten“ (Erikson 1966:107, zitiert in Keupp 2020:45). Dagegen betont der Pädagoge und Soziologe Lothar Krappmann, dass eine auf Gleichheit und Kontinuität beruhende Ich-Identität unter (post-)modernen Bedingungen nicht mehr möglich sei. Sein Konzept der „balancierenden Identität“ verweist auf die Notwendigkeit, *„sich mit konkurrierenden Situationsdeutungen, divergenten Rollenerwartungen und differenten Identitätsentwürfen auseinanderzusetzen, diese zu interpretieren und sich wechselseitig über mögliche Handlungsperspektiven zu verständigen“* (Veith 2010:180, kursiv im Original). Um eine solche balancierende Identität zu entwickeln, bedürfe es der Fähigkeit zur Rollendistanz, zur Empathie und Rollenübernahme, zur Ambiguitätstoleranz und der Identitätsdarstellung (vgl. Krappmann 1969, zitiert nach Felden 2021:18).

Begriffe wie „Wahlbiographie“, „Bastelbiographie“ (Gross 1985, zitiert in Beck 1986:217), „individualisierte Sinn-Bastler“ (Keupp 1999:19), „Patchworkidentität“ wie auch „selbstbestimmte Politik der Lebensführung“ (Keupp 2005) verweisen auf die in der (Post-)Moderne notwendig gewordene „Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum „Selbsttätigwerden“ oder zur „Selbsteinbettung“ [. . .] Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt im Innen am Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung“ (Keupp 2005:9), wie auch der Zugehörigkeit und Inklusion (vgl. Keupp 2020:54f).

Alheit prägt den Begriff der „Biografizität“ (2006). Dieses Kunstwort verbindet die altgriechischen Begriffe „bio“ und „graphie“ (Lebensbeschreibung) mit dem lateinischen „facere“ (machen, anfertigen, aber auch ausüben und handeln). „Biografizität“, so argumentiert er, „[entsteht] als einzigartige soziale Grammatik des Individuums [. . .] im biografischen Erfahrungsprozess durch selbstreferenzielle Verarbeitung externer Impulse“ (Alheit 2020a:91). Diese Vorstellung der Fähigkeit von (modernen) Subjekten, eine eigenständige „biografische Logik“ zu entwickeln, schließt an das systemtheoretische Konzept autopoietischer Systeme bzw. an Heinz von Försters Konzept nichttrivialer Systeme an. Ausgegangen wird also davon, dass Menschen unterschiedlich auf biografische Erfahrungen reagieren, je nach „innerer Logik“ bzw. Biografizität. Beispielsweise wird die eigene Schwangerschaft von einer 16-jährigen möglicherweise als Katastrophe aufgenommen; hingegen repräsentiert dasselbe Ereignis für eine 40-jährige Frau, die sich seit längerer Zeit ein Kind wünscht, vermutlich Lebensglück. Eine Krebserkrankung bringt eine Person zur Verzweiflung und Resignation, während eine andere ihre Widerstandsreserven mobilisiert. Derselbe biografische



„Input“ erzeugt bei verschiedenen Menschen unterschiedliche „Outputs“, wodurch die Bezeichnung „Intakes“ naheliegt. Verstehen lassen sich diese eben nur durch unseren persönlichen Code, mit dem wir neue Erfahrungen erschließen und der auf unseren bereits gemachten Erfahrungen beruht (vgl. Alheit 2006:5f.). Im Lauf des Lebens wird sich die „innere Logik“, unter Beeinflussung von lebensgeschichtlichen Ereignissen, weiter verändern. Aus systemtheoretischer Sicht erfolgt die Konstruktion der eigenen Biografie also durch die jeweilige Person autonom, gleichzeitig ist deren Selbstreferenzialität nach außen hin offen. Konstruktionsprozesse, wie die Konstruktion von Bedeutung und Sinn, behandeln also weder „einfache“, lineare und vorhersehbare Reaktionen auf Umweltereignisse und soziohistorische Rahmenbedingungen noch sind sie die Akte gänzlich unabhängiger und von der Umwelt losgelöster Akteur:innen (vgl. Alheit 2020a:88). Nach Alheit wirken verschiedene gesellschaftlich-semantische Codes, wie z.B. Klasse, Geschlecht und Religion, zusammen, um „mentale Grammatik“ auszubilden, die als Basis der Lebensführung und des alltäglichen Handelns dient (vgl. Alheit 2020a:90f).

Demselben Autor zufolge ist Biografizität als „einzigartige produktive Ressource des Umgangs mit sich selbst und der Welt“ zu interpretieren (Alheit 2020a:91). Alheits Standpunkt wurde im weiteren Diskurs verschiedentlich rezipiert. Die Erziehungswissenschaftlerin und Biografieforscherin Bettina Dausien etwa sieht in der Biografizität auch das „kreative, eigensinnige, gelegentlich auch widerständige Potenzial, [. . .] mit dem Subjekte [deren] Verhältnis zu sich selbst und ihre soziale Umwelt gestalten“ (Dausien 2005:6). Biografizität lässt sich aber auch so auffassen, dass die Vergangenheit aus der Gegenwart heraus je nach Bedarf und aktuellem Standpunkt (neu) konstruiert wird (vgl. Bukow / Spindler 2012:280).

Professionelle Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit unterstützt die alltägliche Biografiearbeit der Klient:innen mit dem Ziel, deren Biografizität zu befördern und deren Handlungsrepertoire zur erweitern. Sie befähigt Klient:innen unter anderem dazu, Biografien in einer Weise zu gestalten, die dem eigenen Wohlbefinden, den eigenen Zielen und einer möglichst „daseinsmächtigen Lebensführung“ (Röh 2013) zuträglich ist.

3.3 Narrative Identität

Mit dem Begriff „narrative turn“ wird die Wiederentdeckung des Erzählens als Medium des Wissenserwerbs und der Wissensvermittlung in den Sozial- und Kulturwissenschaften bezeichnet. Aus dieser Perspektive gilt Erzählen auch als ein Modus der „Formung von Identität und Biographie“ (Kraus 1996, zitiert in Felden 2021:26). Unsere Fähigkeit zur Selbstreflexion basiert auf dem Umstand, „sich selbst zugleich Subjekt und Objekt zu sein“ (Lucius-Hoene / Deppermann 2004:47). Wir sind in der Lage, zu uns selbst in Beziehung zu treten, uns selbst aus der Perspektive (generalisierter) anderer – zumindest in der Vorstellung – zu beobachten, Folgen unseres Handelns zu antizipieren und uns sprachlich zu verständigen. Die angeführten Fähigkeiten verkörpern die Voraussetzung für die Frage nach der eigenen Identität.

Identität wird zum einen als Gleichartigkeit, im Sinne der Unveränderlichkeit in der Zeit und Kontinuität, und zum anderen als Gleichheit mit sich selbst, im Sinne der inneren Stimmigkeit und



Kohärenz, verstanden (vgl. Felden 2021:56; Lucius-Hoene / Deppermann 2004:48). Menschen ändern sich jedoch im Verlauf ihrer Lebenszeit, was Identität weder auf ein fertiges Produkt noch auf das Resultat eines Prozesses reduziert. Vielmehr ist sie ein lebenslanger, offener und vor allem sozialer Prozess. Sie überarbeitet sich in Wechselwirkung mit unseren Erfahrungen, in Interaktion und Aushandlung mit anderen und in Abhängigkeit von soziohistorischen Lebensbedingungen (vgl. Lucius-Hoene / Deppermann 2004:49).

Aufgrund dieser Zeitlichkeit kann Identität dem Philosophen Paul Ricoeur nach, nur „von der Narrativität eingefangen werden: „eine Person [kann nur] dann als sie selbst erfasst werden [. . .], wenn sie die Geschichte ihres Lebens erzählt“ (Felden 2021:56). Der von ihm geprägte Begriff der „narrativen Identität“ (Ricoeur 1987, 1990, 1991, 1996, zitiert in Lucius-Hoene / Deppermann 2004:47 und Felden 2021:57) offenbart, dass „die Suche nach dem Selbst nicht aus sich heraus, sondern nur durch symbolische Vermittlung der Sprache, insbesondere durch Narrationen erfolgen kann (vgl. Ricoeur 1987, zitiert nach Felden 2021:61)“; in der Konsequenz vermag eine Person ihre Identität also nur erzählerisch zu erfassen (vgl. Felden 2021:56).

Beim Erzählen werden Erinnerungen sprachlich verarbeitet und den kommunikativen Regeln und den Anforderungen der Erzählsituation entsprechend strukturiert (vgl. Lucius-Hoene / Deppermann 2004:31). Diese „Versprachlichung unserer Erinnerungen wirkt sich wiederum darauf aus, wie sie in Zukunft in unserem Gedächtnis bewahrt werden“ (Lucius-Hoene / Deppermann 2004:31). Im inneren Dialog, in alltäglichen Erzählsituationen wie auch bei Narrationen im Kontext professioneller Biografiearbeit oder in Interviews konzentrieren, straffen, verdichten wir unsere Erfahrungen. Wir reflektieren sie, erinnern und gestalten sie entlang sich verändernder Anforderungen des Lebens und unserer Bedürfnisse neu. Da Erzählen immer auch Kommunikation mit einem Gegenüber ist, erfährt unsere narrative Erfahrungsdarstellung soziale Anerkennung in Sinne des Gesehen- und Gehörtwerdens und wird sozialisiert (vgl. Lucius-Hoene / Deppermann 2004:33). „Die Geschichten unserer Erfahrungen, die wir erzählen, machen einen Teil unseres Selbsterlebens aus und bilden ein Repertoire, mit dem wir uns unserer Lebensgeschichte wie unserer eigenen Person versichern“ (Lucius-Hoene / Deppermann 2004:31).

Schon 1981 hat Habermas das Erzählen als „fundamentale Voraussetzung für die persönliche und soziale Identität“ beschrieben (Habermas 1981, zitiert nach Felden 2021:31):

„Die Erzählpraxis dient übrigens nicht nur dem trivialen Verständigungsbedarf von Angehörigen, die ihre Zusammenarbeit koordinieren müssen; sie hat auch eine Funktion für das Selbstverständnis der Personen, die ihre Zugehörigkeit zu der Lebenswelt, der sie in ihrer aktuellen Rolle als Kommunikationsteilnehmer angehören, objektivieren müssen. Sie können nämlich eine persönliche Identität nur ausbilden, wenn sie erkennen, dass die Sequenz ihrer eigenen Handlungen eine narrativ darstellbare Lebensgeschichte bildet, und eine soziale Identität nur dann, wenn sie erkennen, dass sie über die Teilnahme an Interaktionen ihre Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen aufrechterhalten und dabei in die narrativ darstellbare Geschichte von Kollektiven verstrickt sind. Die Kollektive erhalten ihre Identität nur in dem Maße, wie



sich die Vorstellungen, die sich die Angehörigen von ihrer Lebenswelt machen, hinreichend überlappen und zu unproblematischen Hintergrundüberzeugungen verdichten.“ (Habermas 1981:206, zitiert in Felden 2021:32).

Mit der narrativen Identität, verstanden als „Einheit des Lebens einer Person, so wie sie erfahren und artikuliert wird in den Geschichten, die diese Erfahrung ausdrücken (Widdershoven 1993:7, zitiert in Kraus 2000:159), wird „die Offenheit und Unabgeschlossenheit des Sich-Erzählens“ (Kraus 2000:169) betont. Kohärenz und Kontinuität erfahren immer wieder eine Neuherstellung (vgl. Kraus 2000:169), die Identität wird zum Projekt, das über Selbst-Narrationen (Gergen / Gergen 1988, zitiert in Kraus 2000:170) sich selbst und anderen gegenüber vermittelt wird. „Identität ist wesentlich ein relationales Geschehen“ (Kraus 2000:169). Welche Identität ausgebildet wird, hängt – bei aller Autonomie und allen Freiheitsgraden individualisierter Gesellschaften – immer auch von den soziohistorischen Lebensbedingungen wie kulturell angebotenen und medial vermittelten Identitätsentwürfen und -bildern ab (Lucius-Hoene / Deppermann 2000:49). „Wie Zukunft im Subjekt repräsentiert ist, hängt wesentlich davon ab, wie sie in der Gesellschaft präsent ist“ (Kraus 2000:183), individuelle Zeit wird also durch die soziale Zeit beeinflusst. Die skizzierte Biografiearbeit in der postmodernen Gesellschaft ist zugleich Identitätsarbeit, wobei Identität als „narrative Identität sowohl eine Wiedererkennbarkeit als auch eine grundsätzliche Veränderbarkeit beinhaltet“ (Felden 2021:64).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass moderne Subjekte ihren Lebenslauf wie auch ihre Biografie zu „machen“ und „erzählen“ haben, während sie ihr gesamtes Leben lang gefordert sind, den Sinn ihrer Existenz wie auch des Verlaufs ihrer Lebensgeschichte aus Eigenem zu generieren. So geschieht es denn auch, dass zufällige, kontingente, schicksalhafte Ereignisse wie auch Lebensgeschichten, die keiner relevanten Logik zu folgen scheinen, in einen Sinnzusammenhang gebracht werden (vgl. Bukow / Spindler 2012:279); sei es von dem:der Biograf:in selbst oder von Rezipient:innen der autobiografischen Stegreiferzählung, wie beispielsweise einer Fachkraft für Soziale Arbeit.

3.4 Autobiografie als Erzählform

In der Biografie und insbesondere der „autobiografischen Stegreiferzählung“ (Schütze 1983, 1984) wird den Daten im Lebenslauf Bedeutung zugeordnet (vgl. Miethe 2014:12). Der:Die Erzähler:in der Lebensgeschichte, der:die (Auto-)Biograf:in „reinterpretiert und rekonstruiert einen narrativen Zusammenhang, der zuletzt neue Konzeptionen von sich selbst und von seinen:[ihren] Beziehungen zu ändern enthält“ (Stern 1985, zitiert in Germain / Gitterman 1999:61). Mit der Erzählung wird der Abfolge des eigenen Lebens – zumindest in aller Regel – Sinn verliehen.

Sinn lässt sich aus phänomenologischer Perspektive als „Resultat“ der „Auslegung vergangener Erlebnisse“ verstehen, der in einer spezifischen Gegenwart und „von einem aktuell gültigen Bezugsschema reflektiv“ (Schütz / Luckmann 2003:44) erzeugt wird. Erst in der Interpretation entfaltet sich das eigene Handeln wie auch das Handeln anderer Menschen sinngebend. Sinn ist also eine im „Bewußtsein gestiftete Bezugsgröße, nicht eine besondere Erfahrung oder der Erfahrung



selbst zukommende Eigenschaft“ (Schütz / Luckmann 2003:449). Weshalb Menschen bestimmten Erlebnissen in ihrer Lebensgeschichte besondere Aufmerksamkeit zuwenden und damit aus diesen „Erfahrungen“ werden lassen, hängt von ihrer aktuellen Situation, vor allem aber von ihrem „subjektiven, wiewohl gesellschaftlich geprägten Relevanzsystem“ (Schütz / Luckmann 2003:450) und ihrem lebensweltlichen, alltäglichen Wissensvorrat ab.

Im Folgenden werden ausgewählte Befunde und Erkenntnisse der Biografieforscher:innen Fritz Schütze und Gabriele Rosenthal vorgestellt, die eine Grundlage für die deutende Analyse biografischer Narrationen bilden.

3.4.1 Zum Verhältnis von Ereignis, Erlebnis und Erinnerung

Nach Lucius-Hoene und Deppermann (2004:30) vollzieht sich Erinnerung „als selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess des Zugriffs auf Informationen zu einem Geschehen, [welche] bereits selektiv kodiert, partiell vergessen und vielfältig transformiert wurden. Dieser Prozess wird wesentlich von der aktuellen Situation, in der erinnert wird, mitbestimmt.“ Gleichzeitig veranschaulicht der Soziologe und Sprachwissenschaftler Fritz Schütze anhand der Analyse narrativer Interviews, dass bei erzählten Ereignissen wohl davon auszugehen ist, dass sich diese bzw. Teile dieser auch tatsächlich so zugetragen haben. Er stellt sogar fest, dass selbst die Orientierungsstrukturen, die das geschilderte Ereignis bedingt haben, in einer autobiografischen Stegreiferzählung zum Vorschein kommen (vgl. Osterhaus 2011:18). Werden Biografieträger:innen durch einen offenen Erzählstimulus und eine zurückhaltende Interviewführung zum Sprechen angeregt, wobei die Narration dem Erinnerungsstrom folgt, dann „entspricht in einer solchen Erzählung die Struktur der erzählten Ereignisse notwendig auch der Struktur der erlebten Ereignisse“ (vgl. Labov / Waletzky 1973; Schütze 1984:78, zitiert nach Osterhaus 2011:18). Somit handelt es sich bei autobiografischen Stegreiferzählungen primär um eine *analoge* Darstellung lebensgeschichtlicher Erfahrungen, da sich die Erzählperson von den Erinnerungen leiten lässt und die geschilderten Ereignisse noch einmal durchlebt. Erst sekundär werden die Darstellungselemente aus der gegenwärtigen Perspektive *digital* durch Resymbolisierungen ergänzt, also mittels abstrakter Kategorien kommentiert, eingeschätzt, bewertet (vgl. Osterhaus 2011:19). Sätze wie dieser markieren Übergänge: „Und da passierte etwas Fürchterliches, das folgenreich werden sollte“ (Schütze 1984:79).

Die Biografieforscherin Gabriele Rosenthal konstatiert „eine wechselseitige Durchdringung von Ereignetem, Erlebtem und Erzähltem“ (Rosenthal 1995:18): „Die erzählte Lebensgeschichte konstituiert sich wechselseitig aus dem sich dem Bewußtsein in der Erlebenssituation Darbietenden (Wahrnehmungsnoema) und dem Akt der Wahrnehmung (Noesis), aus den aus dem Gedächtnis vorstellig werdenden und gestalthaft sedimentierten Erlebnissen (Erinnerungsnoemata) und dem Akt der Zuwendung in der Gegenwart des Erzählens. Erlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis“ (Rosenthal 1995:20). Rosenthal begründet diese wechselseitige Durchdringung gestalttheoretisch, indem sie u.a. auf die Gestalthaftigkeit des Erlebens und die enge Koppelung von Wahrnehmung und Erfahrung hinweist. In diesem Sinn erlaubt unsere Wahrnehmung der Ereignisse zwar Rückschlüsse auf die Ereignisse selbst,



gleichzeitig vermögen wir die Ereignisse nur so zu rezipieren, wie sie sich uns darbieten. Wie wir etwas wahrnehmen, hängt von unserer Aufmerksamkeit in der Zuwendung, von unserem Interesse und von unserer Bedeutungsgebung ab (vgl. Schütz, zitiert nach Rosenthal 1995:40). Charakteristischerweise betrachten Kfz-Mechaniker:in ein Auto „mit anderen Augen“, als Fachkundige dies tun. Spielende Kinder werden von Elementarpädagog:innen anders wahrgenommen als von mobilitätseingeschränkten Senior:innen. Anhand von Schriftzeichen illustriert Rosenthal außerdem, dass sich das Wahrgenommene mit der Erfahrung reorganisieren (vgl. Rosenthal 1995:44) und eine neue „Washeit“ (Gurwitsch 1929:364, zitiert in Rosenthal 1995:43) erhalten kann. Leser:innen, die mit chinesischen Schriftzeichen vertraut sind und diese entschlüsseln können, erschließen sich diese Zeichen ganz anders als Leseunkundigen. Für Erstere haben die Schriftzeichen eine Bedeutung, für Letztere nicht. Folglich sehen beide Ungleichartiges. Das, was den unterschiedlichen Wahrnehmenden „unmittelbar gegeben ist, was jeder wahrnimmt, ist ein anderer Gegenstand“ (Gurwitsch 1929:355, zitiert in Rosenthal 1995:43). Haben wir also in einem „Chaos“ (z.B. aus Strichen und Punkten) das Gestalthafte erkannt, etwa im Zuge des Erlernens der lateinischen Schrift und der Zeichen, so können einzelne Wörter für uns kaum mehr in Buchstaben zerfallen und sich schon gar nicht mehr in Striche auflösen (vgl. Rosenthal 1995:44). Rosenthal positioniert sich unter Bezugnahme auf die Philosophen und Phänomenologen Bernhard Waldenfels, Maurice Merleau-Ponty, Aron Gurwitsch sowie den Psychiater und Psychoanalytiker Ludwig Binswanger gegen den Dualismus von Objekten und Subjekten, von Geschehnis/Ereignis und Erlebnis: „Wir haben gesehen, daß es ‚das Geschehnis‘ oder ‚Ereignis‘ nicht gibt, weil alles Geschehen und Sichereignen immer schon als ein so oder so ausgelegtes oder interpretiertes Geschehen ist“ (Binswanger 1955:155, zitiert in Rosenthal 1995:48).

Rosenthal widmet sich außerdem der Organisiertheit des Erinnerns. In Anlehnung an den Phänomenologen Edmund Husserl versteht sie Erinnern als „Vorgang der Reproduktion, bei dem das Vergangene entsprechend der Gegenwart der Erinnerungssituation und der antizipierten Zukunft einer ständigen Modifikation unterliegt“ (Rosenthal 1995:70). Ob gegenwärtige Erlebnisse mit vergangenen in Verbindung gebracht werden, hängt wesentlich von der Bedeutung ab, die die beiden verbindet (vgl. Rosenthal 1995:72); sei es, weil sie mit dem momentanen emotionalen Empfinden korrespondieren (vgl. Rosenthal 1995:73), sei es, weil der:die Erinnernde ihnen funktionale Bedeutung für ein wichtiges Thema beimisst. Gleichförmige und routinisierte Situationen lassen sich kaum voneinander abgrenzen, sondern werden zu einem Gesamtbild verdichtet – und zwar selbst dann, wenn es sich um außeralltägliche Situationen handelt, wie Rosenthal anhand der Erfahrungen von Veteranen des Ersten Weltkriegs in Schützengräben und der Erzählungen der Zivilbevölkerung über die Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg untermauert. In autobiografischen Narrationen wird nicht alles erwähnt, woran sich der:die Biograf:in im Moment des Erzählens erinnert. Vielmehr finden mehr oder weniger bewusst Auslassungen statt, wenn Erinnerungen nicht konsistent in die Geschichte eingebettet werden können, wenn sie mit Scham behaftet sind, wenn sie verdrängt oder verleugnet wurden, wenn sie nicht zum intendierten Thema der Erzählung gehören (vgl. Rosenthal 1995:90). Außerdem wird auch mehr berichtet, als erinnert wird. Es erfolgen etwa Erklärungen wie auch Argumente, parallel dazu werden die Erzählungen anderer in die Lebensbeschreibung eingeflochten, um Ungereimtheiten oder Ungenauigkeiten

aufzulösen und um Plausibilisierungen zur Haupterzählung nachzureichen (vgl. Rosenthal 1995:90, 87).

Ziel der Rekonstruktion von autobiografischen Erzählungen ist laut Rosenthal, „sowohl die biographische Bedeutung des in der Vergangenheit Erlebten als auch die Bedeutung der Selbstpräsentation in der Gegenwart zu entschlüsseln“ (Rosenthal 2015:203).

3.4.2 Zu den Mustern autobiografischer Stegreiferzählungen

Wie bereits erwähnt, ist die Biografie eine Wissensform. In modernen, westlichen Gesellschaften hat das Wissen um Regeln der (auto-)biografischen Erzählung Eingang in den alltäglichen, lebensweltlichen Wissensvorrat gefunden. Dass Menschen um diese Regeln und Strukturen wissen, zeigt sich in narrativen Interviews, die gemeinsamen Mustern folgen. Fritz Schütze, der 1983 das narrative Interview entwickelt hat, hat diese Muster erforscht und umfassend beschrieben. Seine Erkenntnisse werden in der Biografieforschung breit rezipiert, sie dienen als Orientierung bei der Analyse autobiografischer Erzählungen sowohl in der Forschung wie auch in sozialdiagnostischen Verfahren, weshalb sie an dieser Stelle ausführlich dargelegt werden sollen.

Zunächst lassen sich mit Kallmeyer und Schütze (1977) drei zentrale Darstellungsformen, „Kommunikationsschemata“, in autobiografischen Narrationen unterscheiden:

1) Eine **Beschreibung** äußert sich meist als komprimierte Darstellung einer Ereigniskette. Dabei wird die Situation nicht sinnhaft rekonstruiert bzw. erklärt, sondern aus einer Beobachter:innenperspektive wiedergegeben.

2) Bei der **Argumentation** werden vergangene Ereignisse und gemachte Erfahrungen aus gegenwärtiger Sicht bewertet und reflektiert, wobei die Argumentationen meist einen hohen Anteil an „Allgemeingültigem“ enthalten (vgl. Völzke 2005:12; Rosenthal / Loch 2002:5).

3) Die **Erzählung** ist die persönlichste Variante dieser drei Darstellungsformen. Beim Erzählen ist eine Person weitestgehend bei sich und konkretisiert neben dem Handlungsablauf auch Empfindungen, Emotionen, Gedanken, (Selbst-)Erklärungen bzw. Selbsttheorien. In Erzählungen spiegelt sich die subjektive Sicht der Erzählperson auf ein vergangenes Ereignis, weshalb nur genau diese Person eine Rekonstruktion ihres Erlebens und ihrer Deutungsmuster erlaubt (vgl. Rosenthal / Loch 2002:5).

Abgesehen von diesen unterschiedlichen Kommunikationsformen lassen sich in biografischen Erzählungen empirisch ähnliche „Zwänge“ feststellen wie in anderen Erzählformen (vgl. Schütze 1976:224f; Kallmeyer / Schütze 1977:188, zitiert in Osterhaus 2011:22). Diese Erzählzwänge resultieren aus der sozialen Notwendigkeit, einem unwissenden Gegenüber so viele Informationen zu vermitteln, wie notwendig sind, um den Ausführungen folgen und in der Erzählung einen roten Faden erkennen zu können (vgl. Osterhaus 2011:22).

- 1) Wird begonnen, über erlebte Ereignisse/Geschichten zu erzählen, so besteht der Drang, diese Erzählung auch zu Ende zu führen. Dieser „**Gestaltschließungszwang**“ macht



deutlich, weshalb gelegentlich Kontextinformationen vermittelt oder, zum besseren Verständnis, weitere Ereignisse artikuliert werden.

- 2) Da Erzählzeit und Erlebenszeit nicht identisch sind, können nicht alle in der Erinnerung auftauchenden Erlebnisse detailliert wiedergegeben werden; die Erzählung erfordert eine Raffung. Details, die für das Verständnis oder aus persönlicher Perspektive relevant sind, werden vorgebracht, andere werden ausgelassen oder verschwiegen. Die Erzählperson wählt jene Details, die zur Gesamterzählung und zur jeweils geschilderten Situation passen. Der „**Relevanzfestlegungs- bzw. Kondensierungszwang**“ bietet Hinweise darauf, was der:die Erzähler:in als persönlich wichtig erachtet und was nicht.
Der:Die Autobiograf:in sieht sich in Anbetracht der begrenzten Erzählzeit also gezwungen, aus seiner:ihrer gesamten Lebensgeschichte das „Erzählwürdige“ auswählen. Daher kann man davon ausgehen, dass die dargestellten Themen Relevanz für ihn:sie besitzen. Demgemäß folgen Erzählungen den lebenslaufrelevanten Daten und drücken Konventionalität und Erwartbarkeit aus. Zudem fokussieren sie auf das Besondere und individuell Bedeutsame, sie heben das Spektakuläre hervorvorheben oder konzentrieren sich auf die Fragestellung im Interview bzw. das (vermutete) Erkenntnisinteresse des Gegenübers (vgl. Lucius-Hoene / Deppermann 2004:126).
- 3) Manche Situationen erfordern eine detaillierte Schilderung, damit die Kohärenz der Erzählung gewährleistet wird. Mit „**Detaillierungszwang**“ ist die Notwendigkeit gemeint, Informationen über beteiligte Personen zu vermitteln und Übergänge zwischen Ereignissen auszuschnüffeln. Um sich in die „Welt“ des:der Biograf:in hineinzudenken, ist es unverzichtbar, sich ein Bild von der jeweiligen Situation, der Szene und deren Protagonist:innen zu machen (vgl. Alheit 1994, zitiert in Rosenthal / Loch 2002:225).

Neben den Kommunikationsformen und Erzählwängen, die für alle Narrationen gelten, lassen sich mit Schütze (1984) spezifische Ordnungsprinzipien autobiografischer Stegreiferzählungen feststellen. Diese „kognitiven Figuren“ ordnen und strukturieren die rückblickende autobiografische Erzählung. Sie gelten zwar auch für die Darstellungsformen Beschreibung und Argumentation, für eine gelungene Erzählung sind sie jedoch unabdingbar (vgl. Osterhaus 2011:19)³.

Schütze (1984) identifiziert ausgehend von biografisch-narrativen Interviews vier Ordnungsbausteine: 1) die Biografie- und Ereignisträger:innen und ihre bestehenden bzw. sich verändernden Beziehungen; 2) Ereignis- und Erfahrungsverkettungen; 3) Situationen, Lebenswelten, soziale Welten; und schließlich 4) die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte.

³ Die Strukturen „nichtgelingender“ Erzählungen arbeitete Christin Schörmann entlang biografischer Interviews mit Personen heraus, die lang anhaltende oder wiederholte Gewalt durch wichtige Bezugspersonen erfahren haben (vgl. Schörmann 2021). Ihre Erkenntnisse werden im Anschluss in einem gesonderten Kapitel besprochen.



1) Biografie- und Ereignisträger:innen und ihre Beziehungen untereinander (vgl. Schütze 1984:84–88):

„Jede autobiographische Stegreiferzählung beginnt mit Selbsteinführung des Erzählers als Biographieträger“ (Schütze 1984:84).

Zu Beginn einer autobiografischen Narration beschreiben Biograf:innen meist Tag und Ort ihrer Geburt, allenfalls besondere Vorkommnisse rund um die Geburt, das Elternhaus, die Geschwister, die Kindheit sowie ihr soziales wie auch räumliches Umfeld. In aller Regel wird die Qualität der Kindheit bewertet und werden Voraussetzungen für die eigene Lebensgeschichte als solche gekennzeichnet. Unter weiteren Ereignisträger:innen der biografischen Erzählung lassen sich signifikante andere bzw. biografischen Sinn stiftende Subjekte, aber auch kollektive soziale Einheiten (z.B. die Dorfgemeinschaft, die Peergruppe etc.) wie auch unbelebte Objekte (z.B. das erste eigene Auto, das eigene Haus) ausmachen.

In autobiografischen Stegreiferzählungen sind Biografieträger:innen die herausgehobenen Ereignisträger:innen. In einzelnen Abschnitten der Lebensgeschichte geht eventuell die Funktion als Geschichtenträger:in zwar an andere über, z.B. bei Erleidensverstrickungen, im Verlauf der Narration kommt der:die Erzähler:in aber immer wieder auf sich selbst als Biografieträger:in zurück. Biograf:innen beschreiben gewöhnlich eigene Stärken, Präferenzen und Neigungen für bestimmte lebensgeschichtliche Prozesse, wie die Berufslaufbahn oder die Partner:innenwahl. Biografische Orientierungen und Erfahrungen, (Handlungs-)Fähigkeiten und Verletzlichkeiten werden als Erklärung herangezogen und als „Identitätsausstattung“ verstanden. Auch vermittelt der:die Biograf:in grundlegende Haltungen und Einstellungen zu den erlebten lebensgeschichtlichen Phasen und Strategien im Umgang mit biografischen Herausforderungen. Grundlegende Veränderungen der Lebensumstände oder des inneren Erlebens werden im Sinne einer Ergebnissicherung explizit gemacht. Typischerweise benennen biografische Narrationen das Erlernen neuer Handlungsstrategien, das Verwirklichen von Plänen, Kreativitätsschübe, aber auch das Behindertwerden beim Realisieren von biografischen Vorhaben und den dramatischen Verlust von Handlungsmöglichkeiten als maßgebliche Veränderungsprozesse. Häufig stehen solche Lebensphasen im Zentrum der Erzählung.

Biografieträger:innen beschreiben sich meist im Geflecht ihrer sozialen Beziehungen, deren Veränderung und Umwandlung häufig wesentliches Thema in biografischen Erzählungen ist. Die erwähnten Beziehungen stehen häufig in Verbindung mit der Zugehörigkeit zu einer kollektiven sozialen Einheit, wobei eine Unterscheidung zwischen der jeweiligen sozialen Beziehung und der Zugehörigkeit zum Kollektiv erfolgt: Entweder sind die sozialen Beziehungen des:der Biograf:in abhängig von der Zugehörigkeit zu einer Gruppe (z.B. der Familie, der Dorfgemeinschaft) oder entstehen kollektive Einheiten erst durch die Beziehungen, die er:sie eingeht (z.B. Freund:innenschaften). Wenn im Laufe der Erzählung die Beziehungen innerhalb eines Kollektivs immer ausführlicher beschrieben werden, ist dies ein Hinweis auf die Aneignung dieser kollektiven Beziehungen (oder auch „Einbettung“, Integration). Ein Biograf kann beispielsweise zunächst davon berichten, einem Chor beigetreten zu sein, und im weiteren Verlauf der Narration erzählen, wie



manche der Vereinskolleg:innen zu Freund:innen wurden oder welche Streitigkeiten es zwischen einzelnen Chormitgliedern gibt. Umgekehrt lassen sich auch Prozesse der Anonymisierung von solchen kollektiven Einheiten ablesen, wenn z.B. eine Organisation, in der er:sie Mitglied ist, wächst und weniger greifbar wird. Diese Anonymisierung zeigt sich beispielsweise, wenn die Beschreibungen des Kollektivs vonseiten des:der Biograf:in diffus und widersprüchlich werden oder wenn von „sie“ statt von „wir“ die Rede ist. Eine andere Biografin kann von ihrem Engagement in der Jugendorganisation einer politischen Partei erzählen und anschaulich gemeinsame Erfahrungen mit namentlich genannten Kolleg:innen beschreiben, wohingegen sie vom gegenwärtigen Verhältnis zur „Partei“ eher distanziert berichtet, dass sie „die Bundespartei“ und „die in Wien“ schon lange nicht mehr ernst nimmt. Ein:e weitere:r Biograf:in wiederum erzählt ausführlich vom beruflichen Alltag mit seinen:ihren Teamkolleg:innen, während andere Kolleg:innen der Organisation als „das Marketing“ oder „die in der Zentrale“ bezeichnet werden.

2) Die Erfahrungs- und Ereigniskette (vgl. Schütze 1984:88–98):

„Gegenstand einer autobiographischen Erzählung ist stets eine Abfolge von Zustandsveränderungen des Biographieträgers“ (Schütze 1984:88).

Die biografischen Veränderungen der sozialen Situation und des inneren Erlebens des:der Biograf:in werden stets im Zusammenhang mit dessen:deren „Verwobenheit in Ereignisabläufe“ (Schütze 1984:88) dargelegt. In voll entwickelten biografischen Narrationen finden sich selbstständige Erzählsegmente, mit denen abgegrenzte Episoden der Lebensgeschichte, lebensgeschichtliche Abläufe und Erfahrungszusammenhänge abgebildet werden. Diese zeichnen sich durch jeweils eigene Einleitungen, Kerndarstellungen, Abschlüsse und Überleitungen aus; dabei erfolgt gegebenenfalls die Gliederung der Segmente durch zeitliche Grenzziehungen („meine Schulzeit“), durch thematische Zusammenhänge („meine Erfahrungen mit Vorgesetzten“, „meine Reisen“) oder durch pragmatische Wechsel in Form der Änderung der Textsorte (vgl. Lucius-Hoene / Deppermann 2004:109).

Die Minimalform solcher selbstständiger Erzählsegmente bilden isolierte Erzählsätze. Diese treten auf, wenn es um Lebensphasen geht, die für den biografischen Gesamtzusammenhang unwesentlich sind, oder wenn die Narration über eine „amtliche“ Lebenslaufdarstellung nicht hinausgeht (vgl. Schütze 1984:89).

Neben dieser Minimalform tun sich zwei Detaillierungsformen für eigenständige Erzählsegmente hervor:

Die *„lebensepochale Darstellungsweise“* wird für undramatische und stabile Lebensepochen gewählt. Sie zeichnet sich durch eine ereignisraffende Erzählweise aus, in der lediglich wesentliche Veränderungen benannt werden. Manche narrativ-biografischen Interviews gehen über eine solche lebensepochale Darstellungsweise nicht hinaus. Schütze vermutet, dass die Biograf:innen ihre Lebensgeschichte so beschreiben, wie sie dies gegenüber Sozialarbeiter:innen, Ärzt:innen, Richter:innen tun. Ferner liegt es wahrscheinlich an dem nicht ausreichenden Hinweis des:der



Interviewer:in, dass es um die Erfahrungsperspektive des:der Biograf:in geht und „nicht um eine offizielle, amtlich vertretbare, sachlich-nüchterne Version des eigenen Lebens“ (Schütze 1984:91).

In der „*dramatisch-szenischen Lebensablaufferzählung*“ hingegen werden auch Ereignisabläufe erwähnt, die die Verstrickung des:der Biograf:in in Handlungs- und Erleidensprozesse des alltäglichen Lebens verdeutlichen. Interaktionssituationen und soziale Abläufe sowie die beteiligten Akteur:innen werden anschaulich beschrieben, was das Geschehen szenisch nachvollziehbar macht.

Unabhängig vom gewählten Detaillierungsgrad wird explizit zwischen dem Ereignisaspekt als Außenaspekt und dem Aspekt der Zustandsänderung als Innenaspekt unterschieden. So erfolgt zumindest eine Andeutung, inwiefern sich ein Ereignis auf das Erleben und die Erfahrungen des:der Erzähler:in ausgewirkt hat. Neben den tragenden Erzählsätzen finden sich in diesen Passagen auch beschreibende Abschnitte, um die sozialen Rahmenbedingungen und situativen Umstände darzulegen. In argumentativen Sätzen werden Orientierungen, Erklärungen sowie Biografie- und identitätstheoretische Vorstellungen geäußert, die manchmal auch rechtfertigenden (z.B. „Ich war ja noch ein Kind“) oder verschleiern den Charakter („Wir haben davon nichts gewusst“) annehmen.

„Das entscheidende Merkmal für den Stellenwert dieser Prozeßabläufe in der Lebensgeschichte ist allerdings die Erfahrungshaltung, die der Biographieträger den Ereignisabläufen gegenüber einnimmt“ (Schütze 1984:92). Schütze stellt fest, dass die Gültigkeit solcher Erfahrungsprinzipien, die er als „Prozeßstruktur des Lebenslaufs“ (Schütze 1984:93) bezeichnet, in der Erzählung markiert wird. Dabei handelt es sich um Haltungen, die auf einzelne Erfahrungen, Statuspassagen, Veränderungen beschränkt sind oder sich als Grundhaltung zu lebensgeschichtlichen Erfahrungen langfristig durchziehen. Er identifiziert vier Typen von Prozeßstrukturen bzw. Einstellungen gegenüber lebensgeschichtlichen Erfahrungen, die in die Biografieforschung eingegangen sind und auch für die biografische Diagnostik Orientierung bieten (vgl. Schütze 1984:92; Kraimer 2014:49):

Prozessstruktur	Beschreibung	Beispiele
biografische Handlungsschemata <i>„Selbst planen und handeln“⁴</i>	Lebensgeschichtliche Ereignisse und Lebensphasen können von dem:der Biograf:in selbst geplant gewesen sein. Beschrieben wird, wie erfolgreich oder erfolglos die Umsetzung war. Jedenfalls wird der Lebensabschnitt (oder auch das gesamte Leben) als planbar beschrieben. Der:Die Erzähler:in vermittelt den Eindruck, selbst Regie im Leben zu führen bzw. das Leben selbst in der Hand zu haben.	<ul style="list-style-type: none"> • beruflicher Werdegang • Familienplan • Übersiedelungen/ Migration
institutionelle Ablaufmuster <i>„Erwartungen gerecht werden“</i>	Ereignisse können entlang eines gesellschaftlichen oder institutionellen „Erwartungsfahrplans“ (Schütze 1984:92) angeordnet sein. Die Erzählung beinhaltet Ausführungen zur „rechtzeitigen, beschleunigten, verzögerten, behinderten, gescheiterten“ Abwicklung der einzelnen Schritte.	<ul style="list-style-type: none"> • Schullaufbahn • Berufsausbildung • Familiengründung • Pensionierung
Verlaufskurven <i>„Durch stürmische Zeiten navigieren“</i>	Lebensgeschichtliche Geschehnisse können den:die Biografieträger:in überwältigen und dessen:deren Handlungsfähigkeit lähmen. Nur mit Mühe wird dann ein (manchmal bloß labiler) Gleichgewichtszustand in der alltäglichen Lebensführung wiedererlangt. In den Narrationen werden die Bewältigungs- bzw. Überlebensstrategien beschrieben.	<ul style="list-style-type: none"> • schwere chronische Erkrankungen • schwere Krankheiten mit schlechter Prognose • Langzeitarbeitslosigkeit • Haftstrafen • Kriegs- und Fluchterfahrungen
Wandlungsprozesse <i>„Leben ist Wandel“</i>	Lebensgeschichtliche Veränderungen können im inneren Erleben des:der Biograf:in begründet sein. Ihre Verwirklichung kommt im Unterschied zu biografischen Handlungsschemata ungeplant und wird als systematische Veränderung der eigenen Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten erlebt	<ul style="list-style-type: none"> • Bildungsprozesse • Beziehungskrisen/ Trennungen • Coming Out • berufliche Neuorientierungen

Tabelle 1: Prozessstrukturen in Anlehnung an Schütze 1984:92 und Kraimer 2014:49

⁴ Bei den kursiv gesetzten Formulierungen handelt es sich um Vorschläge für Benennungen der Autor:innen.

Lebensgeschichtliche Erfahrungen werden im zeitlichen Verlauf des eigenen Lebens gleichsam aufgeschichtet, wodurch in aller Regel schon lange vor der autobiografischen Erzählung festgelegt ist, welche Prozessstruktur in einem bestimmten Lebensabschnitt dominiert. „Es gibt aber auch Lebensabschnitte, die für den Biographieträger einen widersprüchlichen, undurchschaubaren, irreführenden, chaotischen Charakter haben“ (Schütze 1984:96). Auf Erzählabschnitte bzw. biografische Erzählungen, die auf Traumatisierungen verweisen, wird unten gesondert eingegangen.

3) Situationen, Lebensmilieus, soziale Welten (vgl. Schütze 1984:98–102)

Die Biografie ist keine rein subjektive Angelegenheit, vielmehr sind soziale Beziehungen und Beziehungserfahrungen wesentliche Konstruktionselemente erzählter Lebensgeschichten (vgl. Dausien et al. 2016:41f, zitiert nach Schörmann 2021:436). Soziale Rahmen fungieren als Bedingungsgefüge der Lebensphasen und als Resonanzboden für die Bewältigungskompetenzen des:der Biograf:in, weshalb sie in der autobiografischen Stegreiferzählung zu referieren sind. Zum sozialen Rahmen zählen Interaktions- und Handlungssituationen, Lebensmilieus und soziale Welten.

Für sinnhaft befundene soziale Prozesse werden als „dramatische szenische Höhepunktserzählung“ oder als „systematische Beschreibung des sozialen Rahmens“ (Schütze 1984:99) präsentiert. Letzteres zeigt sich in der Darstellung der biografischen Konstellation zu Beginn der Stegreiferzählung, in der Herausarbeitung neuer Lebensmilieus und in der Präsentation neuer sozialer Welten. Die Ausführungen eignen sich den Stil einer szenisch-situativen Beschreibung an, wenn beispielsweise Aktivitäten der jugendlichen Peergruppe vorgestellt werden. Sie lassen sich aber auch mittels theoretisch-abstrakter Begriffe umreißen, indem der Arbeitsplatz etwa mit organisationssoziologischen Etiketten versehen wird. „In solchen Fällen kommt es sehr häufig zur Einlagerung von Erklärungs-, Orientierungs- und (autobiografischen) Kommentartheorien in die Beschreibung des sozialen Rahmens, und hier liegt eine Einbruchstelle für professionstheoretische Überlagerungen der eigenen autobiografischen Thematisierung“ (Schütze 1984:100). Ein solcher Beschreibungsstil ist für die Verlaufskurve vernehmbar, wenn professionelle Perspektiven an die Stelle lebensweltlicher Erklärungsmodelle treten. Der Soziologe Gerhard Riemann hat auf Grundlage narrativer Interviews herausgearbeitet, wie Patient:innen der Psychiatrie mit professionellen Erklärungstheorien umgehen. Auf diese wird im Kapitel „Das Fremdwerden der eigenen Biografie“ eingegangen.

Im Verlauf von lebensgeschichtlichen Veränderungen kommt es meist zu Ereignis- und Erlebnishöhepunkten wie auch zu Wendepunkten, die szenisch dargestellt werden. Solche Höhepunkte werden zunächst angekündigt und in ihren Ausgangsbedingungen skizziert. Anschließend erfolgt eine ausführliche Darlegung des Kerns der Erzählung, inklusive der Rekonstruktion der Handlungs-, Erleidens- und Interaktionsdynamik, der Aktivitäten der beteiligten Akteur:innen sowie der Auswirkungen äußerer Ereignisse auf das innere Erleben (und allenfalls das Erleben anderer). Schließlich wird der Ausgang oder eine Entscheidung dargelegt und eine Evaluation des Geschehens für die Biografie vorgenommen.



Bei der Rekonstruktion von verlaufskurvenförmigen Lebensabschnitten wird „die Übermächtigkeit, das Unabänderliche, das Tragische einer lebensgeschichtlichen Entwicklung herausgearbeitet“ (Schütze 1984:101). Umgekehrt können bei biografischen Handlungsschemata auch die zunehmenden Kompetenzen hervorgehoben werden. Ereignisse zwischen solchen Höhepunkten hingegen erfahren eine Raffung, wobei eben diese möglicherweise auf einen gesamtbiografischen Erfahrungszusammenhang hindeutet. Exemplarisch beinhaltet die autobiografische Erzählung einer 80-jährigen Frau detaillierte szenische Schilderungen von (nach-)kriegsbedingten Armutserfahrungen und angstbesetzten Erlebnissen mit Besatzungsmächten in der Kindheit, während deren berufliche Tätigkeit als (Dorf-)Wirtin, die Ehe mit einem Baumeister und die Rolle als Mutter nur angedeutet werden. Dennoch vermögen gerade diese nur ansatzweise dargestellten Lebensphasen auf einen sozialen Aufstieg und ein biografisches Handlungsmuster zu verweisen.

4) Die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (vgl. Schütze 1984:102–108)

Die Abfolge der biografischen Veränderungen vollzieht sich entlang einer Struktur, die über die einzelnen Segmente der Narration bzw. die einzelnen Lebensphasen hinausgeht. Die erzählte Lebensgeschichte weist weiters einen spezifischen Gesichtspunkt auf, unter dem die Erfahrungen verortet werden. Zu dieser „autobiographischen Thematisierung“ (Schütze 1984:103) gehört der aktuelle Erzählstandpunkt. Beispielsweise sieht der:die Biograf:in seine:ihre Lebensgeschichte noch vor sich oder betrachtet diese im Wesentlichen als abgeschlossen. Außerdem vermittelt der:die Biograf:in eine spezifische Modalität, unter der die biografische Erfahrungsaufschichtung betrachtbar ist, z.B. als unterhaltsam, tragisch, gewöhnlich. Und schließlich unterzieht der:die Biograf:in seine:ihre Lebensgeschichte einer bewertenden Stellungnahme und folgert eine „Moral“ der (eigenen) Geschichte.

In vielen autobiografischen Stegreiferzählungen wird eine einzige Erzähllinie der Lebensgeschichte konsequent durchgehalten, dementsprechend erfolgt die „thematisch spezifische Verknüpfung von Prozeßstrukturen des Lebensablaufs unter einem zentralen Gesichtspunkt“ (Schütze 1984:105). Wenn hingegen unterschiedliche Erzähllinien registrierbar sind, so verweist das auf das Denken in Alternativen. Mit Schütze lassen sich vier Fälle unterscheiden:

1. Für verschiedene Lebensphasen werden unterschiedliche Erzähllinien gewählt. Damit macht der:die Biograf:in deutlich, dass sich Erfahrungslinien und Prozesstrukturen im Laufe der Lebensgeschichte wandeln.
2. Bei bestimmten Lebensabschnitten ist für den:die Biograf:in unbestritten, dass aufgrund von Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten parallele Erzähllinien angemessen sind. Biograf:innen versuchen, diesen Uneindeutigkeiten durch (meist zwei) unterschiedliche und doch konsistente Erlebnisperspektiven gerecht zu werden.
3. Eine vorherrschende Fülle von möglichen konkurrenzierenden Erzähllinien für einen Lebensabschnitt oder gar für die gesamte Biografie wird von dem:der Biograf:in nicht akzeptiert. Dies ist insbesondere bei (komplexen) Traumatisierungen der Fall und verweist auf eine „Zerrissenheit der Identitätskonzeption“ (Schütze 1984:107).



4. Ein solches „Theoriedilemma“ verschärft sich allenfalls bis zu einem derart unerträglichen Punkt, dass sich der:die Biografieträger:in „Denkverbote“ verordnet. Diese äußern sich in einer mangelnden Logik der Narration, in der Vagheit von Argumentationslinien bis hin zu partiellem Vergessen.

Schützes Erkenntnisse bildeten den Ausgangspunkt für die Entwicklung von Analyseverfahren (narrativ-)biografischer Interviews. Zudem bieten sie Orientierung für die diagnostische Rekonstruktion des autobiografischen Erlebens und Erzählens. In Kapitel 6.1 Narrativ-biografisches Interview werden mögliche Leitfragen für eine solche diagnostische Analyse formuliert.

Nachdem sich autobiografische Narrationen von Personen, die komplexe Traumatisierungen erlitten haben, durch besondere Eigenheiten auszeichnen, soll im Folgenden auf die entsprechenden Ausführungen von Riemann und Schörmann eingegangen werden.

3.4.3 Vom Fremdwerden der eigenen Biografie und vom Risiko der Identitätszumutung

Im Zuge seiner Dissertation aus dem Jahr 1983, die 1987 unter dem Titel „Das Fremdwerden der eigenen Biographie“ publiziert wurde, analysierte Gerhard Riemann die Biografien von 33 psychiatrieeerfahrenen Personen, überwiegend Männern. Im Zentrum stand die Einschätzung, „in welcher Weise psychiatrische Interventionen biographisch relevant werden: um zu verstehen, welche vielfältigen Auswirkungen Hospitalisierungen haben können; wie sich durch die Übernahme psychiatrischer Kategorien das Verhältnis zu sich selbst verändern kann; welche Bedeutung Psychopharmaka langfristig für die Beziehung zu signifikanten anderen haben können; wie man mit dem psychiatrischen Versorgungs- und Kontrollsystem zu leben lernt (oder nicht) usw.“ (Riemann 1987:29f). Riemann wählte die Grounded Theory nach Anselm Strauß als Forschungsansatz, führte biografisch-narrative Interviews nach Schütze und analysierte diese mittels des narrationsstrukturellen Verfahrens wiederum nach Schütze. Seine Erkenntnisse veranschaulichen, welche Folgen die Konstruktionen von „Fällen von [. . .]“ (Müller 2017), das „Doing Social Cases“ (Giebeler 2007:12f, zitiert in Griese / Griesehop 2007:93) und die Kategorisierung bzw. Typisierung entlang von Klassifikationsschemata für das Selbstverständnis von Menschen zeitigen. Dabei betont er, dass psychiatrische Identitätszuschreibungen nicht als einfache Akte sprachlicher Etikettierung misszuverstehen sind. Betroffene erfahren von der klinischen Einschätzung ihrer Person in kommunikativen Situationen und müssen diese Fremdeinschätzung selbst interpretieren (vgl. Riemann 1984:120f., zitiert in Griese / Griesehop 2007:94). In diesem klinischen Interaktionsprozess zeigen sich seitens der (Psychiatrie-)Patient:innen unterschiedliche Strategien der Aneignung von Fremddeutungen oder des Widerstands gegenüber psychiatrischen Diagnosen. Manche der Interviewpartner:innen unternehmen eigene Versuche zur Theoriebildung, die in Widerspruch zu den Fremddeutungen stehen. Manche vermengen eigene Theorien mit jenen der Professionist:innen und bei manchen werden diese professionellen Zuschreibungen zur „zweiten Natur“ (Riemann 1984:119), während ihnen die eigene Biografie fremd wird (Riemann 1987):



„Gesellschaftsmitglieder können unter bestimmten biographischen Bedingungen mit ihnen fremden, versachlichten, institutionalisierten und mit moralischem Zwang ausgestatteten Theorien konfrontiert werden, gegenüber denen sie nicht indifferent bleiben können, weil sie auf ihr eigenes Selbst abzielen; d.h. mit ihnen ist der Anspruch verbunden, den Betroffenen total identifizieren, sein Verhalten umfassend erklären und u.U. anhand absolut moralischer Standards evaluieren zu können – und damit seinen Ort in der Welt neu zu bestimmen. Ihre Fremdheit wird von ihm in einschneidender Weise erfahren, es handelt sich also nicht um die fraglose Übernahme von Interpretationsschemata [. . .]. Der Betroffene wird aus dem Alltag herausgehoben und gleichzeitig zu einem ‚Fall von ...‘.“ (Riemann 1984:118)

Riemann beschreibt sehr detailliert, wie sich „Verlusterfahrungen in der Beziehung zur eigenen Biographie“ (Riemann 1987:438ff) äußern:

Manche Betroffene scheuen das Erzählen und ziehen sich darauf zurück, „das Wiedererleben der Vergangenheit mit ihren traumatischen Erlebnissen zu vermeiden“ (Riemann 1987:438ff). Einige unternehmen Versuche, die Verantwortung für die eigene Biografie auf Professionist:innen der Sozialen Arbeit bzw. des Gesundheitswesens und/oder Institutionen zu übertragen. Einzelnen bereitet es Mühe, Ausschnitte aus der Vergangenheit zu deuten bzw. Übergänge zwischen Ereignissen zu erklären oder „seltsame“ Erlebnisse einzuordnen. Indem eine Selbstzuschreibung der Erkrankung bzw. der Diagnose zum eigenen Wesen erfolgt, „wird es möglich, sich jede Form von biographischer Entwicklung abzusprechen und in einem Zustand der Regungslosigkeit darauf zu starren, daß man immer schon außerhalb ‚des Lebens‘ [. . .] gestanden hat und weiter stehen wird“ (Riemann 1987:439). Mit „Verschüttung“ bezeichnet Riemann die Schwierigkeiten der Betroffenen, einer Reduktion auf eine „Anstaltskarriere“ gegenzusteuern. Es fällt ihnen schwer, an der eigenen Lebensgeschichte festzuhalten, da die Zeitabläufe der Institution eine selbstständige und durch biografische Prozessstrukturen gesteuerte Lebensführung und Alltagsgestaltung verdrängen. Der zurückliegende Verbleib in einer psychiatrischen Institution stellt ein Hindernis für wechselseitige Interaktionen dar, wenn nicht nur der Aufenthalt gegenüber Interaktionspartner:innen verschwiegen wird, sondern sich auch ein Zurückschrecken vor dem Aufbau neuer Beziehungen einstellt.

Am Beispiel eines Mannes, der seit ca. 25 Jahren häufig in psychiatrischen Kliniken war und seit fünf Jahren ununterbrochen im Langzeitbereich psychiatrischer Einrichtungen lebt, zeigt Riemann, wie an die Stelle einer biografischen Ereigniskette eine chronologische Abfolge von Phasen ohne inneren Zusammenhang tritt. Vielmehr orientiert sich der Betroffene an Anstaltsaufenthalten, an Jahreszahlen, an Erzählungen über Hobbys, an Gegenständen, an schriftlichen Aufzeichnungen wie einem Lebenslauf. Er füllt die beschriebenen Lebensphasen mit Anekdoten, weshalb Riemann von ihm als „Memoirenschreiber“ spricht (Riemann 1987:444).

In vielen der Interviewtexte zeigte sich, wie „durch die Übernahme psychiatrischer oder laienpsychiatrischer (z.B. ‚nervenkrank‘) Begriffe der Narrativitätsgrad der Darstellung stark absinkt, d.h. die Reaktualisierung der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung verhindert wird“



(Riemann 1987:448). Die professionelle Perspektive in Form einer Diagnose „überschreibt“ gleichsam die eigene Biografie, das Wesen der Person und deren Verhalten. So greift ein Interviewpartner zu Beginn der Erzählung mit folgender Bemerkung vor: „Und die ganze Entwicklung, wenn ich jetzt zurückdenke, hat immer so aus vollen Ängsten bestanden, das ganze Leben, also meine 24 Jahre. Ich konnte nachts also als kleines Kind nicht einschlafen, hab immer schlechte Träume miterlebt, ne, eh weil ich nun nervenkrank bin, ne“ (Riemann 1987:448).

Die Entfremdung der eigenen Biografie kann so weit gehen, dass gar keine autobiografische Narration mehr möglich ist. In diesem Fall werden Zusammenhänge nur noch vage angedeutet und Wendepunkte bleiben schemenhaft. Therapeutischen Maßnahmen wird zugeschrieben, zu Einsichten geführt zu haben, die inneren Zustände und Inhalte der Einsichten bleiben aber im Dunklen. Riemann stellt Mechanismen fest, mit denen die psychiatriee erfahrenen Interviewpersonen versuchen, Distanz zu Interaktionspartner:innen zu wahren und mit der Vergangenheit umzugehen. Dazu zählen die häufige Anwendung von Redeübergabemechanismen mittels Rückfragen an den:die Interviewer:in, die Markierung tabuisierter Themen, das Vermeiden von expliziten Begründungen und von Beschreibungen erlebter psychischer Belastungen bis hin zum Sich-für-nicht-zuständig-Erklären (vgl. Riemann 1987:456). Manche Betroffene übernehmen Thesen der Professionist:innen über z.B. „pathogene Familienstrukturen“, statt eigene Erfahrungszusammenhänge darzulegen. Die Aneignung der Einschätzung, die eigene Problematik resultiere aus Beziehungsstörungen, zieht dabei nicht nur Folgen für die Betroffenen selbst und das Fremdwerden der eigenen Biografie, sondern auch für Angehörige nach sich. So warfen Angehörige einer amerikanischen Selbsthilfegruppe von Eltern erwachsener Schizophrener der Psychiatrie vor, „nicht nur nicht in der Lage zu sein, ihren Kindern wirksam zu helfen, sondern zusätzlich durch das Hantieren mit Konzepten wie der ‚schizophrenen Familie‘ zu einer weiteren Entfremdung in der Beziehung zwischen ihnen und ihren Kindern beigetragen zu haben“ (Riemann 1987:458).

Das Konzept des Fremdwerdens der eigenen Biografie kann Fachkräfte der Sozialen Arbeit wie auch anderer Professionen dafür sensibilisieren, dass „Diagnosen, Falltypisierungen oder Generalisierungen [. . .] auch eine Form der ‚Identitätszumutung‘ darstellen (Griese / Griesehop 2007:99). Zwar lässt sich auf professionelles Fachwissen im Sinne von Typisierungen kaum verzichten, gleichzeitig ist es jedoch erforderlich, Stereotypisierungen wie auch Vereinfachungen durch kritische Reflexion des eigenen professionellen Handelns möglichst zu vermeiden. In der Analyse von biografischen Narrationen gilt es außerdem, „Identitätsaussagen im Interview [. . .] dahingehend zu befragen, ob sie sich als ‚Fremdverordnetes‘ oder ‚Selbstgewähltes‘ zu erkennen geben“ (Griese / Griesehop 2007:99). Eine derartige Vorgangsweise liefert potenziell Anregungen für die Biografiearbeit bzw. die respektvolle Dekonstruktion (vgl. Grunwald / Thiersch 2004:25) solcher Fremdzuschreibungen.

Einige der Erkenntnisse Riemanns behandeln auch biografische Narrationen schwer und komplex traumatisierter Personen, wie die folgenden Ausführungen zeigen.

3.4.4 Autobiografie als fragmentierte Erzählung

Gabriele Rosenthal (1997; 2003, zitiert nach Rosenthal et al. 2006:34) entdeckte in biografischen Interviews mit Überlebenden der Shoah und Kriegsflüchtlingen einige Merkmale, die auf Traumatisierungen schließen lassen. Dazu zählen das emotionslose Erzählen von dramatischen Situationen, die Verknüpfung mehrerer bedrohlicher Situationen zu einer Geschichte, verwirrende Zeitsprünge, die Bagatellisierung eigenen Leids, das Erzählen traumatischer Erlebnisse anderer, das Auslassen von Bestandteilen der eigenen Geschichte u.a. Die Sozialpädagogin und Sozialarbeiterin Christin Schörmann untersuchte im Rahmen ihrer Dissertation subjektive Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Klient:innen in psychiatrischer, psychotherapeutischer und sozialpädagogischer Behandlung bzw. mit entsprechender Unterstützung, die komplexe Traumatisierungen erfahren haben. Anhand narrativer Interviews und der Biografieanalyse nach Schütze rekonstruiert sie Muster dieses „fragmentarischen Erzählens“ (Schörmann 2021b; Rosenthal et al. 2006:34) und des „Brüchigwerdens“ (Schörmann 2021a:439) der Biografie. Sie legt in ihrer Forschungsarbeit detailliert und sehr differenziert nach, was schon Schütze und Rosenthal in ihren Arbeiten anmerkten:

„Erzählen über erfahrene Gewalt findet unter dem Eindruck gesellschaftlicher Regeln statt, die entscheidend dafür sind, welcher Gegenstand wie thematisiert werden soll und welches Thema tabu ist. Die Tabuisierung von Gewalterfahrungen lässt Biografien brüchig und inkonsistent werden (vgl. Rosenthal 1999, S. 4ff.). Entsprechend können traumatische Erlebnisse nicht hinreichend mit der Biografie verbunden und ausgedrückt werden (vgl. Rosenthal 1995, S. 77). Tabuisierungen kommen dann zum Tragen, wenn auf widersprüchliche Art und Weise kommuniziert wird, weil dem Bedürfnis nach dem Verbalisieren der Gewalterfahrungen ein Widerstand gegen das Erzählen über diese Erfahrungen gegenübersteht (vgl. Rosenthal 1999, S. 5; Loch 2007, S. 206f.). Solche Erzählhemmnisse können ihre Wirkung daher auch in interaktiven Prozessen der Biografiearbeit zwischen Erzählenden und/oder Zuhörenden entfalten.“ (Schörmann 2021a:439)

Außer durch Tabuisierung von Gewalt kann die Brüchigkeit der Narration auch dadurch bedingt sein, dass sich die Erzählung nicht an das gegenwärtige Gegenüber, sondern an eine:n signifikante:n andere:n richtet. Der:Die Erzähler:in tritt gleichsam einer Beziehungsinstanz aus der Vergangenheit reflektierend gegenüber (vgl. Schütze 1984:79, zitiert nach Schörmann 2021a:439). Die Auseinandersetzung mit traumatischen Erfahrungen, Missachtung, Schuld und Scham gerät eventuell auch zur Bedrohung, und zwar insbesondere dann, wenn wichtige Bezugspersonen gleichzeitig auch Täter:innen oder Mitwisser:innen sind (vgl. Schörmann 2021a:439).

Schörmann (2021b) erhebt folgende Merkmale der brüchigen, fragmentierten autobiografischen Narrationen (komplex) traumatisierter Klient:innen Sozialer Arbeit:

- Ereignisse werden nicht in eine zeitliche Abfolge gebracht, sondern stehen als einzelne Episoden unverbunden nebeneinander. In anderen Narrationen wiederum werden Situationen zwar detailliert beschrieben, jedoch ebenfalls nicht miteinander verknüpft. „Je



stärker die Gewalterlebnisse die gegenwärtigen Erfahrungshaltungen, das Wahrnehmen, Denken und Handeln beeinflussen, desto mehr scheint die Zeitlichkeit der Erzählungen aufgehoben oder aufgelöst zu sein“ (Schörmann 2021b:229).

- Wie schon Schütze (vgl. 1984:85) feststellt, unterbleibt die Charakterisierung von sozialen Beziehungen mit Ereignisträger:innen. So erscheinen weder die Eltern noch andere familiäre Bezugspersonen als signifikante andere, parallel dazu werden auch außerhalb der Familie keine Vertrauenspersonen genannt. Vielmehr entfalten sich konflikthafte Beziehungsbiografien, Ausnahmen bilden Gegenerfahrungen zu negativ erlebten Beziehungserfahrungen (vgl. Schörmann 2021b:229).
- Die Biograf:innen präsentieren sich durchwegs weder als Opfer noch als Erleidende, sondern als handlungsfähige Akteur:innen. Schörmann führt dies auf die aktuell wirksame Prozessstruktur zurück, die sich wiederum mit der Eingebundenheit in eine den Lebensabschnitt strukturierende Institution erklären lässt. Einige Biograf:innen passen sich den Bedingungen der Einrichtung an und nutzen die angebotenen Handlungsmöglichkeiten, andere distanzieren sich von den an sie gerichteten normativen Erwartungen und arbeiten sich an diesen Erwartungshaltungen ab (vgl. Schörmann 2021b:230f; vgl. dazu auch Riemann 1984).
- Schörmann (vgl. 2021b:232f) stellt fest, dass die Lebenserzählungen in jenen Momenten brüchig werden, in denen die Biograf:innen generalisierten oder signifikanten anderen oder auch ihrem Selbst reflektierend gegenüberreten. Fragmentierungen lassen sich in Interviewpassagen feststellen, in denen Diskrepanzen zwischen dem eigenen Denken bzw. Fühlen und der Fremdwahrnehmung thematisiert werden. Die Biograf:innen haben auch abzuwägen, ob sie ihre biografische Entwicklung mit sozialen Beziehungen in Verbindung bringen, weil sie sich womöglich an Gewalterfahrungen erinnern oder auch feststellen, dass sie statt auf signifikante andere auf Leere stoßen. Die Lebensgeschichte orientiert sich nicht an üblichen biografischen Formaten und kommt ohne Gesamtform, sinnhafte Erzählgestalt und „Moral“ aus.
- Typisch für die Narrationen ist die Distanzierung von vergangenen Geschehnissen und vom damaligen Ich zugunsten der Einnahme einer Meta- bzw. einer Expert:innenperspektive (z.B. der Vater ist „brutaler Choleriker“). Das Dekontextualisieren des Wissens über sich selbst und über andere Ereignisträger:innen sowie die Überlagerung von ursprünglichem Erleben und Sichtweisen durch professionelle Erklärungen erschweren jedoch das Selbst- und Fremdverstehen. „Das erinnerte Ich und das gegenwärtige Ich stimmen nicht überein. Mehr noch: Das damalige Ich (bspw. ein Kind mit wenig Handlungskontrolle) und das aktuelle Ich (ein*e handlungsfähige*r Erwachsene*r) sind so widersprüchlich, dass sie sich nicht zusammenbringen lassen“ (Schörmann 2021b:234).
- Wie auch Riemann (1984) in seiner Studie über den Umgang von Psychiatricpatient:innen mit Theorien feststellte, finden sich in den Selbst- und Lebensbeschreibungen der Biograf:innen „Wissensbestände aus Psychiatrie, Psychotherapie, Psychologie und Sozialer Arbeit“ (Schörmann 2021b:234). Mehrere Betroffene äußern die Vermutung, „verrückt zu sein“, für manche wird das Anderssein in einen erklärenden Rahmen gestellt, bei manchen trägt das Wissen zu einer Mystifizierung eigenen Handelns bei. Jedenfalls unterbleibt beim



Heranziehen von Diagnosen das Beschreiben von Abläufen, Szenen wie auch des eigenen emotionalen und kognitiven Erlebens. „Ein Erzählen im Rückgriff auf professionelle Wissensbestände ermöglicht es, einen Sachverhalt mit wenigen Worten auszudrücken, ohne dabei auf konkrete eigene Erlebnisse einzugehen. Es stellt daher eine Bewältigungsstrategie im Umgang mit der Anforderung dar, die eigene Lebensgeschichte zu erzählen“ (Schörmann 2021b:236). Auch Schörmann erkennt in den untersuchten Biografien die von Riemann festgestellte Selbstentfremdung (1984, 1987), zumindest zeitweilig geht der Bezug zur eigenen Biografie verloren (vgl. Schörmann 2022b:236).

- Schörmann stößt in den analysierten Biografien auf geschlechtsrollenkonforme Handlungsweisen. So wird in der Mehrzahl der männlichen Biografien von Gewalt gegen andere berichtet. Gleichzeitig finden sich auch Handlungsweisen, die den gängigen Geschlechterrollen nicht entsprechen, wenn sich beispielsweise Männer als abhängig von Beziehungen zu anderen zeigen, wenn aktiv Gegenstrategien zu „weiblichen“ Strategien wie Unterordnung und Anpassung ausgearbeitet werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Biograf:innen erlebt haben, dass „allgemein anerkannte Regelungen für Interaktion und Kooperation bedeutungslos zu sein scheinen“ (vgl. Schütze 2016:120f, 127, zitiert in Schörmann 2021b:243). Ihre primären Bezugspersonen vermittelten ihnen weder Sicherheit und Schutz noch soziale Unterstützung, weshalb das „Vertrauen in die Verlässlichkeit sozialer Beziehungen“ gar nicht erst entstehen konnte bzw. verloren ging. Die Nichteinhaltung sozialer Regeln bzw. Rollenerwartungen durch signifikante andere verunsichert, desorientiert und erzeugt Unordnung. „Die große Diskrepanz zwischen dem Erlebten und sozialen Normen verhindert, dass Erlebtes an bereits Erfahrenes angeknüpft wird, sodass die Frage nach dem Sinn des Erlebten unbeantwortet bleibt“ (Schörmann 2021b:244). Die „nicht-normalförmigen Erzählungen“ (Schörmann 2021b:244), die Fragmentierungen, Erzählabbrüche, Auslassungen illustrieren, dass komplexe Traumatisierungen aufgrund von Gewalt durch wichtige Bezugspersonen ein „kohärente[s] Erzählen in Gestalt eines sequenziellen Aufschichtens von Erfahrungen“ verhindern (Schörmann 2021b:245). Damit eine handlungsmächtige biografische Haltung entworfen werden kann, leisten die Erzähler:innen kognitives und emotionales Management. Die Selbstthematization oszilliert und balanciert zwischen dem Fokussieren auf Thematisierungen und dem Ausblenden von bedrohlichen Thematisierungen der Traumata. In dieser Strategie und dem Verzicht auf eine normativ-wertende Stellungnahme zum eigenen Gewordensein erblickt Schörmann das Bemühen um ein inneres Gleichgewicht, das ein Erzählen der eigenen Biografie ermöglicht (vgl. Schörmann 2021b:248f).



4 Sichtweisen der Sozialen Arbeit auf Biografien

In der Sozialen Arbeit wird seit jeher (vgl. Richmond 1903) der Biografie und den lebensweltlichen Perspektiven von Klient:innen Aufmerksamkeit zuteil. Bezeichnenderweise erkennt Fritz Schütze (vgl. 2015:1) in den Fallbeschreibungen von Mary Richmond aus dem Jahr 1922 Ansätze einer Rekonstruktiven Sozialen Arbeit. Besondere Zuwendung erfuhren Lebensgeschichten im psychoanalytisch ausgerichteten Case Work. Dazu betont Rosa Dworschak (1956, 1969), eine Pionierin der (psychoanalytischen) Sozialarbeit in Österreich, wie wichtig die Auseinandersetzung mit der Gesamtpersönlichkeit und den inneren Konflikten einer Person ist, um deren aktuelle Problemlagen zu verstehen:

„Immer wieder können wir aus dem bewußt vorgebrachten Material, aus den Aussagen der Erwachsenen von ihrer eigenen Kindheit, aus der Vorgeschichte, wertvolle Details zur Beurteilung ihrer Entwicklung und ihrer psychischen Reife schöpfen. Der harte Vater, der seinerzeit dem Kind eine traurige Kindheit bereitete, wie wird er von dem nun Erwachsenen geschildert, wie sehr ist man noch an ihn gebunden, wie weit beeinflusst er die Wertungen und die eigenen Erziehungsmethoden des Klienten? Das Aufwachsen in Waisenhäusern oder Pflegefamilien – welche Folgen muß es für die Kinder eines solchen Menschen mit sich bringen, wie hat er es selbst erlebt oder weiterverarbeitet? Der Sozialarbeiter, der jahre- oder jahrzehntelang sogar in einem bestimmten Sprengel arbeitet, lernt manchmal einander folgende Generationen einer Familie gut kennen, er erlebt den sozialen Aufstieg einzelner, die aus Familien stammen, die das nicht vermuten ließen, und er erlebt den sozialen Abstieg anderer. Immer wird es eine Hilfe sein, wenn der Sozialarbeiter imstande ist, den individuellen Milieuausschnitt des einzelnen nicht zu übersehen und auch das emotionelle Zusammenspiel der Familienmitglieder richtig zu erkennen.“ (Dworschak 1956:125)

Psychoanalytische Konzepte, mithilfe derer die Persönlichkeitsstruktur, das „Trieb- und Gefühlsleben“ sowie „neurotische Haltungen“ (Dworschak 1969) der Klient:innen diagnostiziert und in der „Bindung“ (Dworschak 1961) an den:die Sozialarbeiter:in bearbeitet werden, haben heute in der Sozialen Arbeit an Bedeutung verloren. Die 1968er-Bewegung warf diesem Verständnis der Einzelfallhilfe – wie auch der Sozialen Arbeit insgesamt – vor, „Komplize beim Versuch der Herrschenden [zu sein], Armut, psychische Störungen usw. den Individuen als Schuld zuzurechnen und sie für das eigene Elend selbst verantwortlich zu machen“ (Pantuček 1998:48). Mit der Alltagswende und dem Paradigma der Lebensweltorientierung rückte das Interesse am Alltagswissen und am Alltagsverstehen in den Mittelpunkt. Einzelfallhilfe zielt nun nicht mehr auf die Anpassung des Individuums an die Gesellschaft ab (vgl. Dworschak 1969:120), sondern wird als „Unterstützung zur Rekonstruktion selbstbestimmter Lebenspraxis der Betroffenen“ (Pantuček 1998:84) herangezogen. In einer lebensweltorientierten Individualhilfe gilt das Interesse der Art und Weise, wie Klient:innen ihre Lebensgeschichte, ihre Erlebnisse und Erfahrungen selbst sehen, erklären, deuten und gegebenenfalls rechtfertigen. Um gelingende Hilfen zu entwickeln, also solche Hilfen, die Klient:innen neue Erfahrungen ermöglichen und von diesen selbst als hilfreich erachtet



werden, gilt es zu erkunden, mit welchen Deutungs- und Wahrnehmungsmustern Klient:innen das eigene Gewordensein beschreiben und erklären (vgl. Köttig / Rätz-Heinisch 2005:17). Diesen lebensweltlichen Perspektiven und Sinnzuschreibungen kann nachgegangen werden, indem Klient:innen Gelegenheit gegeben wird, zu erzählen. „Erzählen ist eine Form der Kommunikation, in der Vergangenes und Zukünftiges in der Perspektive des gegenwärtigen Augenblicks zusammenfließen“ (Völzke 2005:13). Ein anerkennender Raum für das „Sich-Erzählen-Können“ (Ricoeur 2006, zitiert in Riegler 2016:153) „eröffnet [. . .] Chancen und Wege des Selbstverstehens und der Selbstreflexion“ (Köttig / Rätz-Heinisch 2005:17).

Die Intensität der Auseinandersetzung mit der Biografie in der Sozialen Arbeit variiert in der Praxis je nach Setting und Handlungsfeldern. So ist es in der Schuldner:innenberatung schwer realisierbar, Identitätskonstruktionen aufzuspüren, während in der sozialpsychiatrischen Arbeit die Rekonstruktion des eigenen Selbstbildes unabdingbar erscheint. Dies spiegelt sich auch in den verschiedenen Handlungsansätzen wider, deren Ausrichtung sich nicht ganz losgelöst von der professionellen Sozialisation und Biografie der Proponent:innen gibt. Manche Ansätze sehen biografische Herausforderungen als Anlässe für die Inanspruchnahme von Sozialer Arbeit und legen den Fokus auf die Rekonstruktion und Entwicklung von Bewältigungsstrategien und -ressourcen. Andere Ansätze konzentrieren sich auf biografische Erfahrungen und Narrationen von Klient:innen, um Fallverständnis hervorzurufen und eine (sozialpädagogische) Diagnose zu entwickeln. Schließlich hat sich eine eigene Herangehensweise der Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit etabliert. Diese „fördert die biografische Erinnerung von Menschen, um die Beziehung zur eigenen Identität und deren Integration zu fördern oder gar wiederherzustellen“ (Schütze 2015:2). Biografisches Erzählen eröffnet einen Handlungsspielraum, „neue Sinnsetzungen zu erreichen, wie das eigene Leben gesehen und verstanden werden kann, wie das einzelne Erleben in den Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte und in die Gegenwartserfahrung eingebettet ist“ (Schulze 2008:10). Mit Schütze (2015:2) kann aber auch „die Erinnerung an kollektive Phänomene von biografischer Relevanz [. . .] gestärkt werden: wie an die Änderung geschlechterspezifischer Machtdifferenzen, an generationelle und lebensphasen-spezifische Lebensbedingungen, an miterlebte historisch-politische Desaster, an eigenerlebte frühere Lebensphasen in persönlich wichtigen lokalen Kontexten und an selbst miterlebte frühere kollektive Lebenssituationen, z.B. der überstandenen Not oder auch der versunkenen Nachbarschaftsgemeinschaft“ (Schütze 2015:2).

Im Folgenden werden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einige dieser Ansätze skizziert, um die Vielfalt der Sichtweise von Sozialer Arbeit auf Biografien zu verdeutlichen. Die Ansätze werden in chronologischer Reihenfolge vorgestellt.



4.1 Mary Richmond – Erkundung biografischer Daten

Bereits Mary Richmond, eine amerikanische Begründerin der Sozialen Arbeit und Pionierin des Social Case Work und der Sozialen Diagnostik, sieht in der Erhebung biografischer Daten eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg der Hilfe: „[. . .] the visitor has the definite object of trying to improve the condition of the family. This is impossible unless he has a fairly accurate knowledge of the main facts of the family history“ (Richmond 1903:186). Jedenfalls zu erheben seien Fakten der sozialen, gesundheitlichen und finanziellen Biografie sowie der Arbeitsbiografie:

„(a) Social History. – Names; ages; birthplaces; marriages; number of rooms occupied; education; children’s school; names, addresses, and condition of relatives and friends; church; previous residences.

(b) Physical history. – Health of each member of the family; name of doctor; habits.

(c) Work history. – Occupations; names and addresses of former employers; how long and at what season usually in work; how long out of work now; earning capacity of each worker.

(d) Financial history. – Rent; landlord; debts, including instalment purchases; beneficial societies; trade-union; life insurance; pawn tickets; has family ever saved and how much; present savings; income; present means of subsistence other than wages; pensions; relief; sources, and amount; charities interested.

In addition to these detached facts, there is also needed whatever other facts will make a fairly complete brief biography of the heads of the family, including a knowledge of their hopes and plans.“ (Richmond 1903:187f)

Richmond betonte in diesem Zusammenhang, dass die Erkundung der Biografie in den Dienst der Familie, „for their good“ (Richmond 1903:189), gestellt und in weiterer Folge die Ressourcen der Familie zur Selbst-Hilfe gestärkt und gefördert werden sollen. In ihrem 1922 erschienenen Werk „What is Social Case Work“ illustriert sie anhand von Fallbeispielen, wie wichtig die Rekonstruktion der Lebensgeschichte von Klient:innen für das Fallverstehen und die Entwicklung passgenauer Unterstützung ist (vgl. exemplarisch Richmond 1922:59–68 und 68–80).

4.2 Carel Bailey Germain und Alex Gitterman – Life Model

Carel Bailey Germain und Alex Gitterman sehen den Gegenstand der Sozialen Arbeit im „Leben selbst“. Mit ihrem elaborierten Person-in-Environment-Ansatz trugen sie zu einer Abkehr von damals dominierenden klinisch-therapeutischen und psychoanalytischen Ansätzen der Sozialen Arbeit bei (vgl. Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:342).

„Die ökologische Perspektive liefert eine adaptive, evolutionäre Sicht vom Menschen, der sich in ständigem, wechselseitigem Austausch mit allen Elementen seiner Umwelt befindet. Menschen verändern ihre physische und soziale Umwelt und werden von ihr



durch kontinuierliche, reziproke Anpassungsprozesse verändert“ (Germain / Gitterman 1983:5).

Weil Germain und Gittermans Herangehensweise noch heute eine wesentliche Grundlage des Professionsverständnisses von Sozialer Arbeit bildet, sollen deren zentrale Prämissen im Folgenden herausgearbeitet werden.

Im Lauf des Lebens beschreiten alle Menschen einzigartige und unvorhersehbare Pfade der Entwicklung, dabei machen sie sehr unterschiedliche und prägende Erfahrungen im Kontext ihrer Umwelt und Kultur (vgl. Germain / Gitterman, zitiert nach Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:347). Entlang der komplexen Wechselwirkungen zwischen Person und Umwelt können sich Störungen aufbauen, die wiederum Stress aufseiten der betroffenen Person provozieren. Germain und Gitterman identifizieren in der ersten Auflage ihres Werks drei Problemformen, mit denen Soziale Arbeit befasst ist: 1) lebensverändernde Ereignisse bzw. kritische Lebensphasen, 2) Probleme und Anforderungen aus der Umwelt und 3) fehlangepasste interpersonale Beziehungs- und Kommunikationsmuster. Germain/Gitterman unterscheiden entwicklungsbedingte Veränderungen, Statusveränderungen sowie Krisensituationen als lebensverändernde Ereignisse. Insbesondere im Zusammenhang mit ebendiesen Ereignissen erweist sich eine Exploration und Einschätzung des bisherigen Lebensverlaufs der Interventionsplanung als zuträglich.

Menschen erfahren im Laufe ihres Lebens biologisch bedingte Veränderungen. Übergänge vom Säuglingsalter in die Kindheit, in die Pubertät, ins Erwachsenenalter und schließlich ins hohe Alter sind zum einen anthropologische Konstanten und variieren zum anderen in ihren gesellschaftlichen und sozialen Bedeutungen und Bewertungen. Am Beispiel der Pubertät zeigen Germain und Gitterman, dass körperliche und soziale Prozesse miteinander verwoben sind, dass biografische Erfahrungen das gegenwärtige Erleben beeinflussen und dass der gesellschaftliche Status (Geschlecht, soziale Klasse, Religion, ethnische Zugehörigkeit) subtil auf Entwicklungsprozesse einwirkt (vgl. Germain / Gitterman 1983:81). „Alle Entwicklungsphasen im Lebenszyklus bedeuten biologische Veränderungen, die mit psychologischen, sozialen und kulturellen Kräften sowie physischen Bedingungen interagieren und dabei besondere Anforderungen an das Individuum stellen und ihm verschiedene Grade an Stress zumuten“ (Germain / Gitterman 1983:82). In Anlehnung an das psychosoziale Stufenmodell der Entwicklung vonseiten des Psychoanalytikers Erik H. Erikson⁵ stellen Germain und Gitterman fest, dass die „erfolgreiche Erfüllung der Aufgaben einer Lebensphase [. . .] das Fundament für die Lösung der Aufgaben des nächsten Stadiums [legt]“ (Germain / Gitterman 1983:82). Sozialarbeiter:innen komme die Aufgabe zu, Menschen bei anstehenden Entwicklungs- und Bewältigungsaufgaben zu unterstützen (Germain / Gitterman 1983:103ff).

Personen finden sich eingebettet in unterschiedliche soziale Systeme, wie Familie, Peergruppe, Vereine, Kolleg:innenschaft, soziale Institutionen etc, wieder. Soziales Handeln wird dementsprechend sowohl von personalen und interpersonalen Prozessen beeinflusst als auch

⁵ * 1902 in Frankfurt am Main, † 1994 in Harwich, Massachusetts, USA.



durch kulturelle Erwartungen, Regeln, Normen und Werte reguliert. „Das Individuum besetzt in jedem sozialen System, dem es angehört, einen sozialen Status. Ein derartiger Status umfaßt stets eine Anzahl von miteinander verbundenen Rollen“ (Germain / Gitterman 1983:92).⁶ Die mit Status und Rollen assoziierten Erwartungen sind imstande, miteinander in Konflikt zu geraten. So können die Ansprüche einer jugendlichen Peergruppe an Geselligkeit und das Ausloten eigener Grenzen in Widerspruch zu den Erwartungen an eine:n erfolgreiche:n Schüler:in stehen. Auch lebensgeschichtliche Veränderungen der Zugehörigkeit zu sozialen Systemen oder der Rollen einer Person sind potenziell mit Herausforderungen und Belastungen verbunden; unter Umständen wird der Übergang von der erfolgreichen Berufskarriere zur Rolle des:der Pensionist:in von einem Erleben des Sinnverlusts begleitet. Im Verlauf des Lebenszyklus kommen Statusformen und Rollen hinzu, manche werden abgelöst, manche ersetzt. „Jede solche Veränderung bringt neue Aufgaben und Anforderungen mit sich, die Streß erzeugen, sobald sie mit den Erfordernissen anderer Statusformen und Rollen in Konflikt kommen.“ Verstärkt werden diese Herausforderungen durch die Beschleunigung und Dynamik des Wandels in der historischen Zeit⁷, in der es kaum noch eindeutige und von allen geteilte Rollenvorstellungen oder -erwartungen gibt. Vielmehr lassen sich „entweder Ambiguität oder Rigidität der Status- und Rollendefinitionen“ feststellen, „Rollenwahl und Rollenverantwortlichkeiten werden für Jugendliche und Erwachsene zunehmend problematisch“ (Germain / Gitterman 1983:93). Sozialarbeiter:innen seien gefordert, Klient:innen im emotionalen und kognitiven Umgang mit Statusveränderungen, Rollenanforderungen, Rollenkonflikten und den damit verbundenen Ambivalenzen zu unterstützen (Germain / Gitterman 1983:112f).

Germain/Gitterman unterscheiden Krisen von Stress durch deren plötzliches Auftreten, die „zeitlich begrenzte Natur, ihre Unmittelbarkeit und Außerordentlichkeit“ (Germain / Gitterman 1983:100). Während Stress nicht zwingend den Charakter einer Krise annimmt, wird eine Krise stets als Stress erlebt. Krisenereignisse „werden als schrecklich und überwältigend erlebt und lassen die Menschen vielfach erstarren“ (Germain / Gitterman 1983:100). Bei Krisen handelt es sich stets um Situationen, in denen „die bisherigen Anpassungsmuster nicht adäquat sind, so daß neue Lösungs- und Bewältigungsformen erforderlich werden“ (Germain / Gitterman 1983:100). Sie bergen sowohl Chancen für Entwicklung als auch das Risiko der Regression. Im durchschnittlichen Lebensverlauf ist mit der einen oder anderen Krise zu rechnen, z.B. durch den Tod einer nahestehenden Person, den Verlust des Arbeitsplatzes, durch schwere Krankheit, durch den Verlust der körperlichen, sexuellen und/oder psychischen Integrität aufgrund von Gewalt, Naturkatastrophen, durch einen sozialen Abstieg etc. In Krisensituationen sind Menschen in der Regel offen für die Unterstützung anderer, umgekehrt neigen Individuen auch dazu, anderen in solchen Umständen beizustehen. „In dieser

⁶ Unter Status verstehen Germain/Gitterman mit Bezug auf den Soziologen Robert K. Merton (* 1910 in Philadelphia, Pennsylvania, USA, † 2003 in New York, USA) „ein Cluster von Normen, das die Verhaltensweisen definiert, die von einer Person erwartet werden, die eine bestimmte Position in einer bestimmten sozialen Struktur besetzt“ (Germain / Gitterman 1983:130). Der Begriff Rolle hingegen fokussiert auf „transaktionale Aspekte der Handlung, da eine Rolle immer einen Rollenpartner impliziert – z.B. Ehemann – Ehefrau, Mutter – Kind, Lehrer – Schüler, Patient – Arzt, Mieter – Hausbesitzer usw.“ (Germain / Gitterman 1983:130).

⁷ Weiter unten wird auf die Differenzierung von Zeitebenen eingegangen.



Phase wechselseitiger Offenheit sollte sich der Sozialarbeiter jede erdenkliche Mühe geben, diese Bindungen aufzugreifen, zu verstärken und zu unterstützen und dem Betroffenen wie den Bezugspersonen aus der Umwelt dabei helfen, einander zu erreichen und zusammenzuwirken.“ (Germain / Gitterman 1983:118f).

Germain/Gitterman (1999) verweisen wiederholt darauf, dass biografische Übergänge und belastende Lebensereignisse umso besser bewältigbar sind, je mehr soziale Ressourcen zur Verfügung stehen und tatsächlich in Anspruch genommen werden. Daher empfehle sich sowohl die Erkundung wie auch die Aktivierung dieser Quellen.

Das Assessment bzw. die soziale Diagnostik, von Germain und Gitterman synonym verwendet, umfasst folgende Aufgaben (vgl. 1999:61):

- 1) Sozialarbeiter:innen sind angehalten, auffällige Daten über Lebensstressoren und deren Schweregrad, die Sichtweise des:der Klient:in und seinen:ihren Umgang mit diesen Stressoren sowie die zur Bewältigung vorhandenen persönlichen und umweltbezogenen Ressourcen zusammenzutragen. Auch gelte es, zu erkunden und abzuklären, welche kulturellen und historischen Einflüsse, welche biologischen, emotionalen, perzeptiven und kognitiven Faktoren und welche Umweltbedingungen auf die jeweilige Situation allenfalls einwirken.
- 2) Die Daten werden am besten so angeordnet, dass die Bedeutung der erhobenen Daten präzisiert wird und sich signifikante Muster manifestieren.
- 3) Die Daten seien schließlich zu analysieren, und zwar in Hinblick auf Stärken und Grenzen des:der Klient:in, auf Umweltressourcen und -defizite sowie auf den Grad der Abstimmung (Passung) zwischen Person und Umwelt.

Für biografische Diagnostik ist neben dem dargelegten Fokus auf lebensverändernde Ereignisse auch die Kategorisierung von Zeit gemäß Germain/Gitterman aufschlussreich. In Anlehnung an die Sozialhistorikerin Tamara Hareven⁸ unterscheiden sie drei Dimensionen von Zeit:

Mit historischer Zeit ist der geschichtliche Kontext gemeint, der auf die Lebensläufe einer spezifischen Geburtenkohorte einwirkt und Generationenunterschiede in Hinblick auf psychosoziale Entwicklung und Verwirklichungschancen bedingt (vgl. Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:347; Germain / Gitterman 1999:32f). So unterscheiden sich „typische“ Lebensläufe von Frauen in Westeuropa, die zwischen 1990 und 2000 geboren wurden, deutlich von Biografien der Frauen, die in derselben Region zwischen 1950 und 1960 zur Welt kamen.

Unter individueller Zeit lassen sich die „Erfahrungen, Bedeutungen und Auswirkungen der persönlichen und Umweltfaktoren im Lebensverlauf innerhalb eines gegebenen historischen und kulturellen Kontextes“ verstehen (Germain / Gitterman 1999:32). Individuelle Zeit ist demnach auch als Bedeutung auslegbar, die Menschen ihren Lebenserfahrungen zuweisen (vgl. Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:347). In autobiografischen Narrationen wird die individuelle Zeit

⁸ * 1937 in Chernivsti, Rumänien (heute Ukraine), † 2002 in Newark, Delaware, USA.



reflektiert, die Vergangenheit wird (re-)interpretiert, Ereignissen wird Bedeutung verliehen, Lebensphasen erfahren rückblickend (neue) Bewertung.

Als soziale Zeit werden schließlich Ereignisse, meist Übergänge und gruppenbezogene Lebenserfahrungen, abgesteckt, die Familien, (Peer-)Gruppen und (Dorf-)Gemeinschaften gemeinsam prägen (vgl. Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:347). Außerdem bezieht sich soziale Zeit auf „die zeitliche Koordination (timing) der Lebensprobleme“ (Germain / Gitterman 1999:33) solcher Kollektive. Germain und Gitterman bemerken, dass die bis in die 1960er-Jahre gültigen „Fahrpläne“ im Sinne „richtiger Zeitpunkte“ für Übergänge von Lebensphasen erodieren und kritische Lebensübergänge zunehmend altersunabhängig werden (Germain / Gittermann 1999:33).

4.3 Lothar Böhnisch – Lebensbewältigung

Lothar Böhnisch erkennt das „Alltagsgeschäft“ der Sozialen Arbeit in „kritischen Lebenskonstellationen“ (Böhnisch 2019:20), die in arbeitsteiligen Gesellschaften zunehmen. Aufgabe sei es, biografische Unterstützung bei der Lebensbewältigung zu leisten, wobei diese einerseits pädagogisch-bildend ausgerichtet sei und andererseits stets auch soziale Gestaltungsaufgabe sei (vgl. May 2008:54). Böhnisch geht in seiner Theorie von einer Diagnose gegenwärtiger gesellschaftlicher Phänomene aus: Die Krise der Arbeitsgesellschaft durch die Rationalisierung und die damit einhergehende Freisetzung von Arbeitskräften steht in einem engen Zusammenhang mit einem entgrenzten globalen und zunehmend digitalisierten Kapitalismus. Damit unmittelbar verbunden ist eine Krise des Sozialstaats, der in eine „Globalisierungs- und Nationalisierungsfalle“ (Böhnisch 2012:220, zitiert in Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:467) geraten ist. Mit dieser Krise der Arbeitsgesellschaft wird der (vorläufig) wichtigste Faktor gesellschaftlicher Teilhabe brüchig. Gleichzeitig befördern moderne Individualisierungstendenzen und eine Pluralisierung von Wertvorstellungen die Erosion dauerhafter Bindungen und eine zunehmende (lebensweltliche) Desintegration (vgl. Böhnisch 1994, 2005, 2012, zitiert nach Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:467ff).

Diese Konstellationen bedingen Bewältigungsprobleme und -zwänge, die einen individuell-biografischen Umgang erfordern (vgl. Böhnisch 2019:98). In Prozessen der Freisetzung von Arbeitskräften suchen Menschen nach neuen Formen sozialer Integration, wodurch die Tendenz zur Biografisierung verstärkt werde (vgl. Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:469). Böhnisch unterscheidet zwischen Lebenslauf und Biografie wie folgt: Der chronologisch geordnete und an zeitliche Lebensphasen gekoppelte Lebenslauf werde durch gesellschaftliche Erwartungen und Anforderungen, insbesondere durch Bildung und Arbeit, strukturiert. Biografie hingegen verweist auf das jeweilige Subjekt, dessen Gestaltung der Lebensführung und Bewältigung von Aufgaben in den Lebensphasen. „Das, was den Menschen an konkreter, fassbarer und verlässlicher Orientierung in individualisierten Gesellschaften bleibt, sind letztendlich sie selbst“ (vgl. Böhnisch 2012a:60, zitiert nach Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:471). Von einer gelungenen Lebensführung geht Böhnisch aus, wenn sich Lebenslauf und Biografie passend aufeinander beziehen (vgl. Böhnisch 2012a:60, zitiert nach Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:470). Umgekehrt können sich „[s]ozialstrukturelle Probleme sozialer Desintegration [. . .] in biografischen Integrations- und



Integritätskrisen und damit einhergehenden kritischen Lebensereignissen“ äußern (Böhnisch 2012a:47, zitiert in Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:471).

Böhnisch konstatiert vier Gefährdungspotenziale, die in den Fokus der Sozialen Arbeit und insbesondere der sozialpädagogischen Analyse zu nehmen sind (vgl. Engelke / Borrmann / Spatschek 2018:471; Herriger o.J.a:3):

- a) die Verunsicherung der eigenen Identität und Erfahrungen des Selbstwertverlustes;
- b) die Erfahrung des Verlorengehens sozialer Orientierung und Struktur angesichts gesellschaftlicher Umbrüche – mit negativen Folgen für die individuelle Existenz und biografische Integrität (z.B. Zusammenbruch der DDR; Balkankrieg; Ausgrenzungserfahrungen auf dem Arbeitsmarkt aufgrund von Geschlecht und/oder ethnischer Herkunft);
- c) der Verlust sozialen Rückhalts oder die Erfahrung von fehlendem sozialem Rückhalt und fehlender Anerkennung;
- d) das Erleben von Ausgrenzung.

Lebensbewältigung ist aus der Perspektive von Böhnisch nicht allein eine Frage von Einstellungen, Fähigkeiten und sonstigen personalen Ressourcen. Vielmehr koppeln sich Bewältigungsarten eng an Lebenslagen: „Lebenslagen sind [. . .] Ermöglichungs- wie auch Verwehrungskontexte. [. . .] Niedriges Einkommen, unzureichende Bildung, beengte Wohnverhältnisse schränken nicht nur die Bewältigungsressourcen ein, sie beeinflussen auch das Bewältigungsverhalten“ (Böhnisch 2019:99). Sein Konzept der Bewältigungslage – als Verbindung zwischen Lebenslage und Lebensbewältigung – kennt vier Dimensionen:

- 1.) den **Ausdruck** als Chance bzw. als Verwehrung, die eigene innere Befindlichkeit und Betroffenheit thematisieren zu können;
- 2.) die **Anerkennung** als Chance bzw. als Verwehrung, sozial wahrgenommen sowie wertgeschätzt zu werden und teilhaben zu können;
- 3.) die **Abhängigkeit** als Chance bzw. als Verwehrung, selbstständig und selbstbestimmt handeln zu können;
- 4.) die **Aneignung** als Chance bzw. als Verwehrung, sich sozialräumlich einbringen und beteiligen zu können.

Nach Böhnisch kann Soziale Arbeit nicht auf Rechte, Einkommen, Arbeit/Beruf, die er als zentrale Spielräume der Lebenslage anführt, einwirken. Die Mittel der Sozialen Arbeit seien Sprache, Beziehungen, Zeit und Raum. Soziale Arbeit trage unter Einsatz ihrer Methoden gegebenenfalls zur Verbesserung der Bewältigungslage des:der jeweiligen Klient:in bei, damit

- Betroffene imstande sind, solche Lebensschwierigkeiten und die damit verbundenen Gefühle zu thematisieren, zu versprachlichen, die eine Hilflosigkeit des Selbst erzeugen;
- Betroffene nicht bloß Akzeptanz der Motive ihres manchmal problematischen oder gar (selbst-)destruktiven Bewältigungsverhaltens, sondern auch Anerkennung ihrer Stärken erfahren;



- Bewältigungsbemühungen der Klient:innen als deren eigene biografische Leistung anerkannt werden und verständigungsorientiert auf Selbstständigkeit im Sinn der Aufhebung von Abhängigkeit abgezielt wird;
- sozialräumliche Aneignungsprozesse zur Erweiterung von Unterstützungsnetzwerken wie auch der Erwerb kultureller Praktiken angeregt, gefördert und aktiv unterstützt werden;
- die Handlungsfähigkeit in prekären Lebenslagen unmittelbar erweitert wird, wie es bspw. in sozialpädagogischen Beschäftigungsprojekten beobachtbar sei (vgl. Böhnisch 2019:101f).

4.4 Birgit Griese und Hedwig Rosa Griesehop – Biografische Fallarbeit

Da „Subjekte“ angesichts der Individualisierung „im Alltag [kontinuierlich, Anm.] biografische Arbeit leisten, um sich selbst und ihre Welt zu interpretieren und daraus soziale Praxis zu entwickeln“, sei „es sinnvoll, dass pädagogische Arbeit an die ‚Arbeit‘ anknüpft und sie unterstützt“ (Dausien 2005:7, zitiert in Griese / Griesehop 2007:12). Dabei gelte es, gesellschaftliche Strukturen und subjektive Sinnkonstruktionen als sich wechselseitig konstituierend zu begreifen und „Erzählungen über sich und die soziale Welt“ als „biographische Arbeit [. . .], die vor dem Hintergrund einer lebenslangen Auseinandersetzung mit pluralen und widersprüchlichen sozialen Anforderungen stattfindet (Griese / Griesehop 2007:11), zu verstehen. Um Fallverstehen zu ermöglichen, sind die „Selbtsichten“ der Klient:innen, deren biografische und lebensweltliche Kontexte miteinzubeziehen (vgl. Griese / Griesehop 2007:12). Mit einer solchen „Hinwendung zum Subjekt“ (Lindmeier 2006, zitiert in Griese / Griesehop 2007:12) und zu dessen Potenzialen und Ressourcen wird Hilfestellung bei der Lebensbewältigung geleistet. Griese und Griesehop betonen, „[d]ass die Praxisrelevanz biographischer Ansätze aus wissenschaftlicher Sicht eindeutig auf der Ebene des hermeneutisch-reflexiven Verstehens angesiedelt ist (vgl. Thiersch 2002:326, zitiert in Griese / Griesehop 2007:17). Es bedürfe „hermeneutische[r] Kompetenz des Verstehens eines (Einzel-)Falles“ (Ackermann 1995:47, zitiert in Griese / Griesehop 2007:17), um den subjektiven Perspektiven, den „Selbtsichten“ und Bedeutungskonstruktionen zu folgen: „Wenn soziale Welt als sinnhaft strukturierte, immer schon gedeutete erlebt wird, so ist es im Rahmen von Sozialforschung, die sich am Handeln der Menschen orientiert, zuvörderst und zunächst wichtig, die soziale Welt ‚mit den Augen der Handelnden‘ selbst zu sehen, d.h. subjektive Sinnstrukturen nachzuvollziehen“ (Terhart 2003:29, zitiert in Griese / Griesehop 2007:18).

Biografische Fallarbeit wird möglichst offen gestaltet, um Klient:innen Raum für Erzählungen und Selbstdarstellungen zu bieten und Prozesse der subjektiven Sinnproduktion und Strukturen der geleisteten biografischen Arbeit zu verstehen. Griese und Griesehop stellen die Vermutung an, dass die pädagogische Praxis von Verfahren zur Entschlüsselung des sozialen Sinns, auf denen Selbst- und Weltentwürfe basieren, profitiert. Dabei sei die Kunst der Auslegung an die Entschlüsselung der Sinnkonstruktionen gebunden und damit an das interpretative Paradigma gekoppelt. „Im Zentrum biographischer Fallrekonstruktionen steht indessen die Analyse der sozialen Wirklichkeit als einer von handelnden Subjekten sinnhaft konstruierten und intersubjektiv vermittelten Wirklichkeit, in deren Mittelpunkt das Thema Identität steht“ (Griese / Griesehop 2007:25).



Ziel rekonstruktiver Fallarbeit ist es, „die (Re-)Konstruktionen von Ich und Welt aus biographischer Warte in den Blick zu nehmen, vorhandene Ressourcen aufzudecken und zum Ausgangspunkt einer professionellen Unterstützung zu bestimmen“ (Griese / Griesehop 2007:85). Neben den persönlichen, lebensweltlich-sozialen, Ressourcen im Gemeinwesen und sozioökonomischen Quellen (vgl. Hays/Kleve 2003:120) gelte es insbesondere, biografische Ressourcen zu erkunden. Dazu zählen

- Lebenserfahrungen und biografisches Wissen;
- Selbst- und Weltdeutungs- sowie Handlungsstrukturmuster, „prozessurale [sic!] interaktive Herstellung von (stabilisierenden) Sinn- und Bedeutungszusammenhängen“ (Bartmann 2006b:48, zitiert in Griese / Griesehop 2007:102);
- Ressourcen aus dem gesellschaftlichen Umfeld und aus der Generationenlage, die in die individuelle Biografie aufgenommen wurden (vgl. Bartmann 1995:27, zitiert nach Griese / Griesehop 2007:102);
- die Fähigkeit, biografische Kohärenz herzustellen und Erfahrungen narrativ zu ordnen.

Auch wenn Handlungsprobleme bewusst gemacht werden, sei es erforderlich, nach Passagen biografischer Handlungsschemata und Strukturen einer Wende zu suchen (vgl. Schütze 1984). Griese und Griesehop widmen sich ausführlich dem Konzept des Fremdwerdens der eigenen Biografie von Riemann (1984, 1987) und gehen darüber hinaus auf die Bedeutung des ungelebten Lebens für das Verstehen aktueller Problemlagen von Klient:innen ein.

Mit dem Begriff des „ungelebten Lebens“ wird auf Nichtrealisiertes, Unmögliches, Nichtstattgefundenes verwiesen: „Versagungen, unerfüllte Hoffnungen, Aussichtslosigkeit, Unwiderruflichkeit – all das sind Aspekte ungelebten Lebens, in denen das soziale Umfeld auf die Person einwirkt und der Mensch sich auf das soziale Umfeld bezieht“ (Baer 2005:8, zitiert in Griese / Griesehop 2007:106). In modernen Gesellschaften, die von einer Pluralisierung der Lebensformen gekennzeichnet sind, übertrifft „[d]ie Fülle ungelebten Lebens [. . .] in unvorstellbarem Maße das kleine Stück des wirklich Gelebten und Erlebten“ (von Weizsäcker, zitiert in Zacher 1988:61, zitiert in Griese / Griesehop 2007:106). Das ungelebte Leben wird zum einen als Potenzial für das Vorwärtstreben des Lebens verstanden. Zum anderen wird in manchen psychosomatischen Erklärungsmodellen postuliert, dass Krankheiten erst durch den Verlust von Wahlfreiheiten entstehen: „Das ‚ungelebte‘ Leben stellt sich in diesem Sinne als ein nicht ausgelebtes Leben vor. Es ist ein Nicht-Ausleben von Energien, Impulsen, Gefühlen. [. . .] Das Prinzip der Verdrängung und emotionalen Blockiertheit zeichnet sich hier als das ‚ungelebte Leben‘ und somit als das Wirksame in der Pathogenese aus“ (Hanses 1996:101, zitiert in Griese / Griesehop 2007:107). In Anlehnung an Hanses resümieren Griese und Griesehop, dass in biografischen Narrationen „Strukturen entdeckt werden, in denen ungelebtes Leben eng mit der generellen Problematik verbunden ist, keine Handlungs- und Orientierungsmuster entwickelt zu haben bzw. entwickeln zu können, die Voraussetzung eines selbstbestimmten Lebens sind“ (vgl. Hanses 2000:373, zitiert in Griese / Griesehop 2007:109).



Biografische Fallarbeit nach Griese und Griesehop lässt sich somit als ein diagnostisches Konzept auffassen, wie weiter unten genauer dargelegt werden soll. Auf welche Art im Anschluss an solche Fallrekonstruktionen mit Klient:innen weiter vorzugehen ist, veranschaulichen sie nicht näher.⁹

4.5 Professionelle Biografiearbeit

Miethé konstatiert, dass sich Biografiearbeit seit Mitte der 2000er-Jahre „weniger systematisch als eher in einer Art ‚Wildwuchs‘ in den unterschiedlichsten Praxisfeldern entwickelt“ hat (2017:8). So finden sich neben theoriebasierten und empirisch fundierten Ansätzen eines methodisch nachvollziehbaren Fallverstehens auch Publikationen, in denen das praktische Vorgehen in der Biografiearbeit herausgearbeitet wird. In diesen wird dem Anspruch, die eigene Lebensgeschichte in Form einer Narration zu rekonstruieren, mit gezielten Fragestellungen, angeleiteten und thematisch fokussierten Übungen sowie kreativen Techniken für das Einzel- und/oder Gruppensetting begegnet (vgl. Ruhe 2014; Gudjons / Wagener-Gudjons / Pieper 2008; Hölzle / Jansen 2011; Kaya 2023; Lindmeier 2013). Einige der Werke fokussieren auf die Biografiearbeit mit Kindern und Jugendlichen (Ryan / Walker 2007; Lattschar / Wiemann 2018; Wiemann / Lattschar 2019), mit geistig behinderten Menschen (Lindmeier 2013) oder auch mit Frauen (Kaya 2023). Auch Onlinebiografiearbeit findet mittlerweile Eingang in schriftliche Abhandlungen (Dellemann / Kaya / Ramsauer 2022).

Häufig ist in diesen Veröffentlichungen von der „biografischen Selbstreflexion“ und „(Wieder-)Aneignung der *eigenen* Biografie“ (Gudjons / Wagener-Gudjons / Pieper 2008:16) die Rede. Professionelle Biografiearbeit stellt sich demnach in den Dienst der Identitätsentwicklung und Integration von Erfahrungen. Klient:innen erfahren Unterstützung darin, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einer als sinnvoll erlebbaren Lebensgeschichte zu verknüpfen und Kontinuität und Kohärenz zu erleben (vgl. Hölzle 2011:47). Indem Deutungsmuster, Denk- und Handlungsroutrinen aufgedeckt werden, findet Überdichtung, Veränderung, Revidierung statt (vgl. Gudjons / Wagener-Gudjons / Pieper 2008:18). Die Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis, der sozialen Zugehörigkeit, zentralen Werten, Sinnquellen, biografischen Ressourcen und Vorstellungen von einem gelingenden Leben zieht bei Klient:innen allenfalls die Wertschätzung des eigenen Entwicklungspotenzials nach sich. Dies wiederum sei gegebenenfalls geeignet, die Bewältigung von Lebensveränderungen und Statuspassagen zu begünstigen (vgl. Schütze 2015:4; Hölzle 2011:39ff). Dazu zählen beispielsweise der Übergang von der Adoleszenz ins Erwachsenenleben, die berufliche (Neu-)Orientierung, die Familiengründung, die Pensionierung etc. Auch bei kritischen Lebensereignissen, lebensgeschichtlichen Diskontinuitäten und Brüchen, wie Verlust- und Trennungserfahrungen, dem Verlust von Gesundheit, bei Flucht und Vertreibung, trage Biografiearbeit allenfalls zur Integration der Erfahrungen bei (vgl. Hölzle 2011:39ff).

⁹ Auch in der Publikation „Biografische Einzelfallhilfe“ von Griesehop, Rätz und Völter (2012) liegt der Fokus auf der Fallrekonstruktion und dem (diagnostischen) Fallverstehen, biografieorientierte Interventionen werden bloß angedeutet.



Die Auseinandersetzung mit der Biografie bleibt nicht zwingend auf das individuelle Moment oder die Herkunftsfamilie beschränkt. Es können und „sollen [. . .] auch die gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen usw. Bedingungen [. . .] zum Vorschein kommen“ (vgl. Gudjons / Wagener-Gudjons / Pieper 2008:16). Schütze entnimmt der Biografiearbeit außerdem die Perspektive, dass Klient:innen systematische Bedingungskonstellationen ihrer aktuellen Problemlagen erkennen. Er geht weiters davon aus, dass Klient:innen mögliche „Ausblendungs- und Verdrängungspraktiken bezüglich der persönlichen Verlaufskurvenerfahrungen des Erleidens, des Stigmatisiertwerdens und Beschämtseins und des eigenen Schuldigwerdens sowie der eigenen Verletzungsdispositionen“ (2015:4) entdecken. Gudjons et al. sehen „die Chance, im Verstehen und Durchschauen gesellschaftlich-politischer Prozesse am Beispiel der eigenen Biografie auch politisch handlungsfähiger zu werden“ (Gudjons / Wagener-Gudjons / Pieper 2008:16).

5 Konzepte und Verfahren Biografischer Diagnostik

In der deutschsprachigen Literatur zu Diagnostik in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik finden sich neben einer Vielzahl von Instrumenten zur Erfassung und Analyse sozialer Beziehungen nur wenige Verfahren, die sich den Lebensverläufen und autobiografischen Narrationen von Klient:innen widmen. Gemeinsam ist diesen Verfahren, dass sie auf einem narrativ-biografischen Interview oder dessen Variation beruhen. In der Analyse des Interviews treten deutliche Unterschiede zutage: Der Biografische Zeitbalken nach Pantuček-Eisenbacher (2018) und das Ressourceninterview nach Schiepek und Cremer (2003) werden kooperativ mit den Klient:innen reflektiert und genau besehen. In vielen Konzepten wird auf eine (hermeneutische) Erschließung durch Fachkräfte gesetzt. Dazu zählen:

- die Biografische Fallrekonstruktion nach Griese/Griesehop (2007),
- die Sozialpädagogischen Diagnostik und das Sozialpädagogischen Fallverstehen nach Heiner/Schraper (2004), Uhlendorff (2001, 2022),
- die Sozialpädagogische Familiendiagnose nach Uhlendorff/Cinkl/Marthaler (2008) und schließlich
- die Systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems nach Hollenstein et al. (2017).

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit erfolgt zunächst eine Beschreibung der Umsetzung narrativ-biografischer Interviews, gefolgt von der Vorstellung von Orientierungsfragen für eine kooperative Reflexion und Analyse der autobiografischen Erzählung. Anschließend werden verbreitete Konzepte und Verfahren der biografischen Diagnostik in der Sozialen Arbeit präsentiert.

5.1 Narrativ-biografisches Interview

Das narrativ-biografische Interview wurde von Fritz Schütze (1976, 1983) als Erhebungsinstrument der interpretativen Biografieforschung in Deutschland entwickelt und seitdem um Nachfragetechniken erweitert (vgl. Rosenthal 2001:5). Diese Interviewform wird mittlerweile sowohl in der sozialpädagogischen, sozialarbeiterischen, pflegerischen und psychotherapeutischen Biografiearbeit als auch zu diagnostischen Zwecken eingesetzt.

Narrativ-biografische Interviews zielen darauf ab, längere Erzählungen zu generieren. Der Zweck liegt im Aufspüren und in der Rekonstruktion von (verdeckten) alltagsweltlichen Sinnkonstruktionen, von subjektiven Relevanz- und Deutungssystemen, übersituativen Selbstkonzepten und Eigentheorien wie auch latenten Handlungsorientierungen (vgl. Rosenthal / Loch 2002:1–3). Biograf:innen wird ein größtmöglicher Raum für die „Selbstgestaltung der Präsentation ihrer Erfahrungen und bei der Entwicklung ihrer Perspektive auf [. . .] ihre Biographie“ (Rosenthal / Loch 2002:1) zugestanden. Ein entsprechend ausgedehnter Erzählraum lässt sich durch eine möglichst offene narrative Einstiegsfrage, eine von Vorannahmen und Vorurteilen freie Neugier, ein authentisches Interesse am Gegenüber und dessen Leben sowie durch eine sehr zurückhaltende Interviewführung kreieren. Der:Die Interviewer:in ist im Vorfeld nicht in der Lage zu wissen, welche



Lebensbereiche in Zusammenhang mit dem Thema stehen, dessentwegen der:die Klient:in um Unterstützung anfragt, und wann das Thema seinen Anfang nimmt. Insofern wird, „ganz unabhängig davon, welche Lebensbereiche uns unter welcher Perspektive interessieren, die Regie bei der Gestaltung der Erzählung den Interviewten überlassen“ (Rosenthal / Loch 2002:2).

Wie auf alle diagnostischen Verfahren trifft auch auf das narrativ-biografische Interview zu, dass es sich um eine Intervention handelt. Beim Erinnern und Erzählen wird Erlebtes reflexiv-rekonstruktiv aufbereitet, was allenfalls ein besseres Selbstverständnis herbeiführt (vgl. Griese / Griesehop 2011:166). Auch die „persönliche Identitätsvergewisserung“ und das „Empfinden für das historische Eingebundensein des eigenen Lebens“ (Völzke 2005:13) lassen sich eher über eine autobiografische Stegreiferzählung gegenüber einem:einer anerkennenden und zugewandten Zuhörenden anstoßen. In Kontexten der Sozialen Arbeit pendelt die Erzählperson häufig zwischen vergangener Lebensgeschichte und aktuellem Alltag hin und her und nutzt Vergangenes, um Gegenwärtiges zu erklären und zu plausibilisieren (vgl. Völzke 2005:13). Immer wieder treten in autobiografischen Narrationen auch unbewusste Ereignisse an die Oberfläche, was womöglich eine neue Betrachtungsweise von Zusammenhängen zwischen lebensgeschichtlichen Erfahrungen und dem eigenen Gewordensein aktiviert.

Eine zuhörende, offene Haltung des:der Interviewer:in fördert auch das Fremdverstehen. Die Fachkraft erhält durch die Einblicke in die Lebensgeschichte und die Erzähllinien des:der Klient:in die Gelegenheit, gegenwärtige Problemlagen in all deren Komplexität vor dem Hintergrund der klientischen Biografie nachzuvollziehen. Die Annäherung an die Sinnkonstruktionen bzw. an die Biografizität des:der Klient:in vermag der professionellen Fachkraft eigene Sinnkonstruktionen bewusst zu machen. Es tut sich die Möglichkeit auf zu reflektieren, wie eigene Erklärungsmuster, Thesen, Zuschreibungen und Bedeutungskonstruktionen die bisherige Fallarbeit beeinflusst haben (vgl. Griese / Griesehop 2011:169).

Das biografische Interview gliedert sich in verschiedene Phasen. Schütze (1983:285) unterscheidet drei zentrale Teile nach einer „autobiographisch orientierte[n] Erzählaufforderung“: Der erste Hauptteil, die „autobiographische Anfangserzählung“ (Schütze 1983:285), endet erst mit einer deutlichen Markierung (z.B. „So, das war’s: nicht viel, aber immerhin“). Der zweite Hauptteil regt mithilfe narrativer Fragen dazu an, die vorgenommenen Abbrüche, Abkürzungen, querliegenden Erzählfäden u.Ä. aufzugreifen, und lädt zu ausführlicheren bzw. vertiefenden Erzählungen ein. Im dritten Hauptteil wird der:die Biograf:in ersucht, immer wiederkehrende Abläufe, spezifische Zustände und/oder Zusammenhänge zu abstrahieren und zu erklären. In diesem Zusammenhang werden Kommentare oder Argumentationen des:der Biograf:in aufgegriffen.

Die Soziologin und Biografieforscherin Gabriele Rosenthal unterscheidet zwei Hauptphasen mit Unterphasen (vgl. Rosenthal 2001:8f) bzw. fünf Phasen (vgl. Rosenthal / Loch 2002:227–233): 1) die Erzählaufforderung; 2) die Haupterzählung, 3) den internen und 4) den externen Nachfrageteil und schließlich 5) den Interviewabschluss. Im Folgenden werden Möglichkeiten der Ausgestaltung dieser Phasen erläutert.



1) **Erzählaufforderungen** geben sich völlig offen oder thematisch bzw. zeitlich eingegrenzt, je nachdem, ob das Interesse der gesamten Lebensgeschichte, ausgewählten Erfahrungen oder Lebensphasen gilt.

Offene narrative Einstiegsfragen lauten beispielsweise:

- „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnissen, die Ihnen einfallen. (Regieanweisung): Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erst mal nicht unterbrechen und mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später noch eingehen werde. Sollten wir heute nicht genügend Zeit haben, dann können wir gerne ein zweites Gespräch führen.“ (Rosenthal / Loch 2002:7)
- „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Mein Interesse liegt an Ihrem ganzen Leben. Das Interview selbst hat zwei Teile. Im ersten Teil sind nur Sie dran. Da können Sie Ihre Lebensgeschichte erzählen, so, wie Sie es für richtig halten. Und im zweiten Teil stelle ich Ihnen noch ein paar Nachfragen, wenn ich etwas nicht verstanden habe. Ich würde gerne – wenn es Ihnen recht ist – ein paar Notizen machen, wenn Sie erzählen, damit ich später noch weiß, was ich nachfragen wollte.“ (Schörmann 2021:78)

In manchen Handlungsfeldern und Settings der Sozialen Arbeit erweist sich eine halboffene Einstiegsfrage als angemessen, die den Fokus auf spezifische Lebenserfahrungen lenkt. *Sie haben mir erzählt, dass Sie in Ihren Partnerschaften immer wieder Gewalt erfahren haben. Ich möchte Sie bitten, mir mehr von Ihrer Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen.*

Geschlossenerere Formen der narrativen Einstiegsfrage richten einen noch größeren Fokus auf eine interessierende Themenstellung. *Können Sie mir bitte von Ihrer Suchtgeschichte erzählen? Vielleicht beginnen Sie mit Ihrem ersten Kontakt mit legalen Drogen und erzählen dann bis zur Gegenwart. Oder: Sie haben erwähnt, dass Ihre Erfahrungen als geflüchtete Person Sie zu der gemacht haben, die Sie heute sind. Ich möchte Sie bitten, mir mehr über diese Erfahrungen und von Ihrer Fluchtgeschichte bis zu Ihrem aktuellen Leben zu erzählen.“*

Bei derart strukturierenden Fragestellungen ist darauf zu achten, dass Klient:innen in „ihrer Biographie oder sozialen Identität“ nicht auf spezifische Problemlagen, Rollen oder Traumatisierungen reduziert werden (vgl. Rosenthal / Loch 2002:8).

Es ist anzuraten, die Erzählaufforderung auf Zeiten vor schwierigen Lebensphasen zu richten – sofern absehbar, manchmal ist bereits die Geburt mit negativen Erfahrungen assoziiert. Jedenfalls sollte davon abgesehen werden, traumatisierte Klient:innen zu ersuchen, ihre Erzählung mit den ersten Erinnerungen an die traumatischen Erfahrungen zu beginnen (vgl. Rosenthal / Loch 2002:8).

2) Die „**Selbststrukturierte Haupt- oder Eingangserzählung**“ (Rosenthal / Loch 2002:9), „autonom gestaltete Haupterzählung oder biographische Selbstpräsentation“ (Rosenthal 2001:8) wird nicht unterbrochen. In dieser Phase bestimmen die Biografieträger:innen selbst, auf welche Details sie wann eingehen und in welcher Weise sie ihre Geschichte erzählen. Wird der:die Biograf:in durch erkennbares Interesse und vorsprachliche Aufmerksamkeitsbekundungen (z.B. „Mhm“, Blickkontakt und ähnliche leibliche Ausdrucksformen) zum (Weiter-)Erzählen angeregt, fallen die Erzählungen



immer detaillierter aus. „[A]us dem Gedächtnis tauchen mehr und mehr Einzelheiten und Erlebnisse auf“, der:die Biograf:in kann „sich zunehmend unkontrolliert seinem[:ihrem] Erinnerungsstrom überlassen“ (Rosenthal / Loch 2002:9).

Gerät der Erzählfluss ins Stocken, empfehlen Rosenthal und Loch (vgl. 2002:9f) motivierende Nachfragen wie „Und wie ging es dann weiter?“. Wirkt der:die Biograf:in emotional aufgewühlt und/oder hat er:sie Schwierigkeiten beim Verbalisieren von Gefühlen, sei gegebenenfalls auch das „aktive Zuhören“ bzw. das spiegelnde Paraphrasieren (Carl Rogers 1951; Thomas Gordon 1977) unterstützend. Dabei ist das Spiegeln gedeuteter Emotionen und Gefühle auf zwei unterschiedlichen Zeitebenen durchführbar: auf der Ebene des heutigen Erlebens („Das macht Sie immer noch fassungslos“) oder auf der Erlebnisebene in der Vergangenheit („Das hat Sie als Jugendliche:r sehr wütend gemacht“).

Ist die Haupterzählung abgeschlossen, gibt der:die Erzählende das meist deutlich zu erkennen: „So war das also“, „Das war mein Leben“, „Jetzt wissen Sie alles“, „Mehr ist zu meinem Leben nicht zu sagen“. An dieser Stelle gilt es, dem:der Biograf:in Dank für die biografischen Einblicke auszusprechen, bevor in die Nachfragephase übergeleitet wird.

3) **Erzählinterne Nachfragen** erfüllen die Aufgabe, zu weiteren Erzählungen zu animieren. Die Reihenfolge orientiert sich an der Gliederung der Haupterzählung. Mit den Nachfragen wird beabsichtigt, „unverständlich gebliebene“, „nicht ausreichend detaillierte Erzählpassagen“ und „nur angedeutete Lebensphasen bzw. Themen“ (Rosenthal / Loch 2002:10) näher zu erkunden. Nachfragen sind wieder erzählgenerierend formuliert, die Narrationen des:der Biograf:in werden nicht unterbrochen. Rosenthal (2002:8) empfiehlt bei Fragen zu schwierigen Themen den Konjunktiv zu verwenden: „Vielleicht könnten Sie mir über ... noch mehr/genauer erzählen?“ Oder um Erlaubnis zu ersuchen: „Darf ich Sie bitten, mir noch mehr zu erzählen?“, oder: „Darf ich Sie nach der Zeit fragen, in der Sie ...“? Falls die Person nicht bereit ist, mehr über bestimmte Ereignisse und Themen zu erzählen, ist dies zu akzeptieren und wird nicht weiter nachgefragt.

Rosenthal (2002:7f) unterscheidet folgende Typen narrativer Nachfrage:

Nachfragetyp	Beispiel
Ansteuern einer Lebensphase	Können Sie mir über diese Zeit (Ihre Jugend, Schulzeit, Ehe etc.) noch etwas mehr erzählen?
Eröffnung eines zeitlichen Rahmens bei scheinbar unveränderlichen Themen	Sie erwähnten die Boshaftigkeit Ihrer Mutter, können Sie mir erzählen, was Sie mit Ihrer Mutter im Laufe Ihrer Jugend (sonst noch) erlebt haben?
Ansteuern einer benannten Situation	Sie erwähnten vorhin Ihren Schulabbruch / den letzten Kontakt mit Ihrem Vater / den glücklichsten Tag Ihres Lebens. Können Sie mir diese Situation noch einmal genauer erzählen?
Ansteuern einer Erzählung über ein Argument	Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der Sie sich hilflos im Umgang mit Konflikten gefühlt haben? Sie haben sich selbst als überängstlich beschrieben. Können Sie mir von einer Situation erzählen, in der Sie überängstlich waren?
Ansteuern von Tradiertem bzw. Fremderlebtem	Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der Ihnen davon erzählt wurde, wie Ihr Vater gestorben ist / wie Ihre Mutter die Familie verlassen hat / wie Sie als Kind grenzgängerisch waren / wie Ihre Oma Sie verwöhnt hat?
Ansteuern von Fantasien oder von Zukunftsvorstellungen	Erinnern Sie sich noch an eine Situation, in der Sie sich vorgestellt haben, wie Ihr Großvater im Krieg verwundet wurde / dass Sie aus dem Pflegedienst ausscheiden / dass Sie sich von Ihrem Mann trennen?“

Tabelle 2: Typen von Nachfragen in biografischen Interviews (vgl. Rosenthal 2002:7f)

Rosenthal (2002:9) spricht auch von Fragen zum „szenischen Erinnern“, um die Konstruktion einer Erzählung oder das Zusammenfügen von Fragmenten einer Geschichte zu unterstützen. Ebenso nutzt sie die Technik des aktiven Zuhörens nach Carl Rogers, insbesondere das „Verbalisieren von emotionalen Erlebnisinhalten“ (Rosenthal 2002:9). Von solchen und anderen vertiefenden Nachfragen raten hingegen andere Autor:innen insbesondere bei (stark) fragmentierten Erzählungen von (möglicherweise) traumatisierten Klient:innen dringend ab (vgl. Schörmann 2021; Griese / Griesehop 2007:223). Speziell ist zu vermeiden, sie dazu zu drängen, ihre Lebensgeschichte chronologisch, sequenziell zu ordnen oder vage angedeutete Episoden detaillierter zu schildern. Eine fragmentierte und zergliederte Selbstdarstellung lässt sich als besondere Form biografischer Bearbeitung und damit als Ressource auffassen. Anstatt (komplex) traumatisierte Personen zum „Konstruieren eines sogenannten ‚roten Lebensfadens‘ anzuregen“, wirkt es angebracht, die Fragmentierung anzuerkennen (Schörmann 2021:270) und die Methode des szenischen Erinnerns der Psychotherapie zu überlassen (vgl. Griese / Griesehop 2007:223).



4) **Erzählexterne Nachfragen** zielen auf Themen ab, die von dem:der Klient:in nicht angesprochen wurden, die jedoch für den Beratungskontext von Relevanz erscheinen. Auch diese Fragen verfügen über erzählgenerierende Wirkung. „Sie haben gar nicht über Ihren Sohn gesprochen. Jetzt hat er Sie aber auf Unterhalt geklagt, wie Sie mir im Erstgespräch erzählt haben. Darf ich Sie bitten mir zu erzählen, welche Geschichte Sie mit Ihrem Sohn verbindet?“ In dieser Phase warten weitere diagnostische Instrumente, wie z.B. ein Genogramm oder eine Netzwerkkarte, auf ihren Einsatz.

5) Für den **Abschluss** des narrativ-biografischen Interviews ist es wichtig, dass sich der:die Biograf:in aus belastenden Lebensphasen und -ereignissen gleichsam „heraus erzählt“ (Rosenthal / Loch 2002:11) hat und sich narrativ an einem „sicheren Ort und Bereich des Lebens“ (Rosenthal 2002:10) befindet. Mit anderen Worten: Der:Die Biograf:in soll am Ende des Interviews bei einem anderen Thema als dem Trauma angelangt sein und sich emotional stabil und sicher fühlen. Es empfiehlt sich, am Ende des Gesprächs nach besonders schönen Erlebnissen zu fragen (vgl. Rosenthal / Loch 2002:12) und/oder in den gegenwärtigen Alltag überzuleiten. Dazu wird in Erfahrung gebracht, was der:die Klient:in im Anschluss an das Gespräch unternehmen wird, wie er:sie die nächsten Tage verbringen wird, mit wem er:sie bei Bedarf über das biografische Interview sprechen wird. Entscheidend ist, die Beendigung des Interviews jedenfalls im Einvernehmen mit dem:der Klient:in vorzunehmen. Um nicht selbst unter Zeitdruck und Stress zu geraten, wird angeregt, Termine nicht unmittelbar im Anschluss an biografisch-narrative Interviews anzuberaumen.

Biografisch-narrative Interviews, bei denen sich der:die Biografieträger:in auf den Erinnerungsfluss einlässt, sind imstande, in den Tagen darauf weitere Erinnerungen, Assoziationen, Selbstreflexionen und Träume hervorzurufen (vgl. Rosenthal / Loch 2002:12). Falls der nächste Beratungs-/Betreuungstermin nicht innerhalb von einer Woche geplant ist, empfiehlt es sich, sich bei dem:der Klient:in telefonisch nach seinem:ihrer Befinden zu erkundigen.

In Anlehnung an die von Schütze beschriebenen Ordnungsbausteine biografischer Stegreiferzählungen eignen sich für die (kooperative) Analyse eines narrativen Interviews im Kontext sozialarbeiterischer Diagnostik folgende Orientierungsfragen:

Ordnungsbaustein	Fragestellungen für die Analyse
1. Biografie- und Ereignisträger:innen und ihre Beziehungen untereinander	Welche Informationen werden (am Anfang) der Erzählung hervorgehoben, um den:die Biografieträger:in vorzustellen? Wie beurteilt der:die Biografieträger:in seine:ihre Kindheit? Welche Qualitäten und Erfahrungen kennzeichnen das Aufwachsen? Wie werden Beziehungen zu bedeutsamen Personen oder Gruppen in der Erzählung dargestellt? Welche Rolle spielen diese Beziehungen für die Entwicklung der Lebensgeschichte?
2. Erfahrungs- und Ereigniskette	Wie sind wichtige Ereignisse und Erfahrungen in der Lebensgeschichte miteinander verknüpft? Welche Veränderungen werden betont?





	Wie werden Höhepunkte, Wendepunkte und Übergänge in der Erzählung gestaltet? Welche Motive oder Gründe werden für diese Veränderungen genannt? Mit welchen Haltungen/Prozessstrukturen begegnet der:die Biografieträger:in Statuspassagen, Wendepunkten, Krisen etc.?
3. Situationen, Lebensmilieus, soziale Welten	Wie wird der soziale Kontext beschrieben, in dem die Lebensgeschichte spielt? Auf welche sozialen Situationen und Gemeinschaften wird genauer eingegangen? Welche Szenen werden besonders detailliert dargestellt? Welche Lebensphasen werden gerafft beschrieben? Wie beeinflusst das soziale Umfeld die Entscheidungen, Handlungen und Erfahrungen des:der Biografieträger:in? Welche Wechselwirkungen werden hervorgehoben?
4. Gesamtgestalt der Lebensgeschichte	Welche Perspektive oder Haltung nimmt der:die Biografieträger:in zur eigenen Lebensgeschichte ein? Wie kommt diese Haltung in der Erzählung zum Ausdruck? Welche thematischen Muster, Moralvorstellungen oder Lehren sind in der Gesamtstruktur der Erzählung erkennbar? Wie werden diese (am Ende) der Erzählung hervorgehoben oder zusammengefasst?

Tabelle 3: Fragestellungen für die Analyse von biografischen Interviews

5.2 Biografischer Zeitbalken – Pantuček-Eisenbacher

Der Biografische Zeitbalken ist ein Instrument zur Rekonstruktion tatsächlicher und belegbarer lebensgeschichtlicher Abläufe (vgl. Pantuček-Eisenbacher 2019:223). Er bildet somit den Lebens(ver)lauf ab, nicht jedoch die Biografie, also die Erzählung der Lebensgeschichte. Dennoch lautet „das vorrangige Ziel der Erstellung des Zeitbalkens und der nachfolgenden kooperativen Nachbesprechung/Interpretation [. . .], durch den so aufgespannten lebensgeschichtlichen Kontext Beiträge für die aktuelle Lebenssituation und die individuelle identitätsstiftende Lebenserzählung zu finden“ (Pantuček-Eisenbacher 2018:344).

Ein solcher Zeitbalken findet bei Kindern ab dem zehnten Lebensjahr und bei Erwachsenen aller Altersgruppen Anwendung. Gegen einen Einsatz in Kurzberatungen oder in thematisch fokussierten Beratungsprozessen spricht die zeitaufwändige Erstellung (vgl. Pantuček-Eisenbacher 2018:344). Vor allem wird er in langfristigen Beratungs- und Betreuungskontexten, z.B. in der ambulanten Sozialpsychiatrie, der Suchthilfe und der Bewährungshilfe, herangezogen.

Der Lebenslauf wird als mehrdimensionales Geschehen verstanden, die verschiedenen Dimensionen des individuellen Lebens stehen in Wechselwirkung zueinander und zeichnen sich zugleich durch eine eigene innere Logik aus (z.B. Familienbiografie und Bildungsbiografie). Im Zeitbalken werden die Dimensionen Familie, Wohnen, (Aus-)Bildung, Arbeit, Gesundheit, Behandlung/Hilfe unterschieden. Außerdem erfährt der Balken, falls nötig, Erweiterungen um frei





gewählte Abschnitte, wie z.B. Freizeit, Ehrenamt, Freund:innen etc. Entlang einer Zeitachse erfolgt die Visualisierung von Lebensphasen und (wichtigen) Lebensereignissen, die sowohl das biologische Alter als auch die vergangene gesellschaftliche Zeit benennt. Die zeitliche Verortung der biografischen Daten und Fakten erfordert von dem:der Klient:in in aller Regel eine Rekonstruktion entlang von Dokumenten, wenn nicht alle Daten erinnerlich sind.

Der Biografische Zeitbalken gestattet eine kompakte und zugleich umfassende Visualisierung des Lebenslaufs. Solcherart dargestellte biografische Daten verhelfen dazu, Lebensphasen sichtbar zu machen und in Bezug zur gesamten Lebensgeschichte zu setzen. Der:Die Klient:in erfasst die gesamte Lebensgeschichte auf einen Blick, wodurch der Bogen zwischen Vergangenheit und Gegenwart gespannt wird. Ziel ist es, einen Überblick über bisherige lebensgeschichtliche Episoden und Stationen zu gewinnen, zeitliche Zusammenhänge zu identifizieren und (bewältigte) lebensgeschichtliche Herausforderungen illustrierbar und thematisierbar zu machen.

Neben der Erkundung von biografischen „Fakten“ steht auch die Frage nach dem Erleben von lebensgeschichtlichen Phasen und Ereignissen und insbesondere nach der Bewältigung von Herausforderungen an (vgl. Pantuček-Eisenbacher 2019:226). „Die Daten kommentieren die Narration, die Narration kommentiert die Daten“ (Pantuček-Eisenbacher 2019:224). So dient die Erstellung des Biografischen Zeitbalkens auch dazu, Bewältigungsstrategien aufzuspüren, in Erinnerung zu rufen und hinsichtlich deren Passung zu gegenwärtigen Herausforderungen zu reflektieren.

In der gemeinsamen Analyse werden Thesen für das eigene Gewordensein herausgearbeitet und gewürdigt sowie – insbesondere – Ressourcen und Bewältigungsstrategien aufgespürt: Auf welche Lebensbereiche hatte ein Ereignis Einfluss und wo gab es, davon unberührt, Kontinuitäten? Wie bewältigte der:die Klient:in vergangene kritische Lebensereignisse und belastende Phasen? Welche Zusammenhänge lassen sich zwischen den biografischen Dimensionen herstellen? Diese Fragen liefern Hinweise auf verborgene Ressourcen oder erfolgreiche Bewältigungsstrategien, weshalb sie für die weitere Interventionsplanung relevant sind.

Davon abgesehen ist das narrativ-biografische Interview mit einer Visualisierung im Zeitbalken kombinierbar, sodass sowohl die autobiografische Narration des:der Klient:in als auch die lebensgeschichtlichen Daten einer diagnostischen Deutung unterzogen werden. Die kooperative Visualisierung und Analyse erlaubt dem:der Klient:in einen neuen Blick auf seine:ihre Lebensgeschichte und sein:ihr Gewordensein.

5.2.1 Dimensionen

Der Zeitbalken enthält ganz oben eine Zeile mit den fortlaufenden historischen Jahren und darunter eine Zeile mit dem fortlaufenden biologischen Alter des:der Klient:in. Diese Informationen verbessern die Übersichtlichkeit bzw. gestatten die zeitliche Verortung der biografischen Ereignisse. So wird es möglich, Thesen über den Zusammenhang zwischen dem Weltgeschehen (wie beispielsweise der COVID-19-Pandemie) und biografischen Ereignissen (wie dem Abbruch des Studiums) zu entwickeln.



Der Biografische Zeitbalken beginnt mit der Geburt des:der Biograf:in. Frühere Ereignisse, die für ihn:sie von Bedeutung sind bzw. mit denen er:sie sich das eigene Gewordensein erklärt, werden im Zeitbalken nicht ersichtlich. So lassen sich beispielsweise ältere Geschwister, die nicht im gemeinsamen Haushalt, sondern bei Pflegeeltern aufwachsen, im Zeitbalken nicht ersehen.

Dimension Familie: In dieser Zeile werden alle Phasen und Ereignisse erfasst, die mit der Herkunftsfamilie, der selbst gegründeten Familie und der Schwiegerfamilie verbunden sind. Zu typischen Ereignissen zählen die Geburt jüngerer Geschwister, Kinder, Trennung/Scheidung der Eltern. Zu Lebensphasen gehören insbesondere Lebensgemeinschaften und Ehen. Familiäre Todesfälle, Erkrankungen und Krisen von (nahen) Familienangehörigen bekommen einen Eintrag in dieser Dimension oder der Übersichtlichkeit halber unter „Sonstiges“ bzw. unter einer frei bezeichneten Dimension.



Dimension Wohnen: Hier wird dargelegt, wann der:die Klient:in mit wem, wo und wie gewohnt hat, wobei Haushaltsphasen registriert werden. Neben dem Wohnort und dem Wohnverhältnis – (Miet-)Wohnung, Haus/Eigenheim, Wohngemeinschaft – werden alle im Haushalt lebenden Personen aufgelistet. Ziehen Personen aus dem gemeinsamen Haushalt aus oder ziehen sie hier ein, schlägt sich dies in Form einer eigenen Wohnphase nieder. Es werden also alle Veränderungen bezüglich der Haushaltslogik vermerkt. Genaue Eintragungen sind u.a. deswegen wichtig, weil erst in der Wohndimension ältere Geschwister, die im gemeinsamen Haushalt aufgewachsen sind, sichtbar werden.



Dimension Bildung: Diese Dimension widmet sich sämtlichen Bildungsaktivitäten vom Kindergarten über Schulbildung, Berufsausbildung, Studium bis hin zu (beruflichen) Weiterbildungen.



Dimension Arbeit: Hier werden alle entlohnten Tätigkeiten und (auch innerbetriebliche) Arbeitsplatzwechsel notiert. Die Dimension konzentriert sich auf Erwerbsarbeit, um Hinweise auf den sozialversicherungsrechtlichen Status der Person zu erhalten. Schwarzarbeit wie auch ehrenamtliche Tätigkeiten werden unter „Sonstiges“ oder einer entsprechend bezeichneten frei gewählten Kategorie aufgeschrieben.





Dimension Gesundheit: Vorübergehende, langdauernde und chronische Beeinträchtigungen der physischen und psychischen Funktionsfähigkeit stehen im Fokus dieser Dimension, seien es (schwere) Erkrankungen, chronische somatische Krankheiten, Unfälle oder psychische Erkrankungen/Störungen/Krisen etc.



Dimension Behandlung/Hilfe: Dieser Aspekt dient der Aufzeichnung aller erwähnenswerten sozialarbeiterischen, sozialpädagogischen, logopädischen, medizinischen, physio- oder ergotherapeutischen, psychotherapeutischen, pflegerischen oder ähnlichen Behandlungen und Hilfen.



Das Vermerken längerer stationärer Aufenthalte ist auch in der Dimension „Wohnen“ möglich, und zwar insbesondere dann, wenn

- diese mit der Auflösung eines Mietverhältnisses einhergegangen sind, z.B. Langzeittherapie für suchterkrankte Personen;
- es sich um eine familienersetzende Unterbringung handelt, z.B. sozialpädagogische Wohngemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe; oder
- diese einen Ersatz für ein eigenes Mietverhältnis darstellen, z.B. vollbetreutes Wohnen der Behindertenhilfe, Unterkunft der Wohnungslosenhilfe.

Dimension „Sonstiges“ bzw. unbenannte Zeilen: Neben den genannten obligatorischen Dimensionen bietet der easyBiograph als digitale Version des Zeitbalkens die Aussicht, eigene relevante biografische Kategorien einzuführen. Der Biografische Zeitbalken wird so um gesellschaftliche Ereignisse ergänzt und/oder individuell auf den:die Klient:in zugeschnitten. Typischerweise werden die Dimensionen in der Praxis für folgende Lebensbereiche verwendet: Delinquenz; Freizeitaktivitäten/Vereine; Haustiere; Hausbau; schwere und/oder chronische (psychische) Erkrankungen / Krisen in der Familie; prägende Freund:innenschaften / Ereignisse (z.B. tödliche Unfälle) im Freund:innenkreis; prägende Reisen/Auslandsaufenthalte; Migration; ehrenamtliches Engagement; politisches Engagement / Zugehörigkeit zu Parteien.

Für die Durchführung der Biografischen Diagnostik mittels des Biografischen Zeitbalkens sind mehrere Optionen denkbar und in der Praxis gängig. Variationen lassen sich in der Vorbereitung, der Interviewführung wie auch den Analyseperspektiven feststellen.

5.2.2 Vorbereitung

Die Auseinandersetzung mit der lebensgeschichtlichen Vergangenheit von Klient:innen ist nicht in allen Kontexten und Settings der Sozialen Arbeit notwendig bzw. passend. Sie bedarf jedenfalls einer Begründung, insbesondere muss der Zweck sowohl Sozialarbeiter:in als auch Klient:in klar sein.

Der:Die Interviewpartner:in wird im Zuge der Planung des Biografischen Interviews gebeten, persönliche Dokumente und Unterlagen mitzubringen, die die Rekonstruktion des Lebenslaufs erleichtern, wie z.B. Schulzeugnisse, Meldezettel, Versicherungsdatenauszug, Krankenakten,



Berichte professioneller Helfer:innen etc. Auch der:die Sozialarbeiter:in bereitet allfällige Akten sowie Dokumente vor und auf, die Aufschluss über die Lebensgeschichte geben. Es ist höchste Exaktheit bei den eingetragenen Daten gefragt, die bloße Erinnerung reicht dafür in aller Regel nicht aus.

Falls in einem Intake oder Assessment bereits lebensgeschichtliche Daten gesammelt wurden, ist es zweckmäßig, sie zur Vorbereitung des Gesprächs in den Zeitbalken einzutragen; im Gespräch mit dem:der Klient:in werden sie abgeglichen und ergänzt. Diese Variante verfügt über den Vorteil, dass gegenüber dem:der Klient:in sämtliche Daten, die in der Organisation bislang erhoben wurden, strukturiert offenlegt werden.

Der Biografische Zeitbalken lässt sich schließlich auch basierend auf einem narrativ-biografischen Interview erstellen. Dementsprechend erfährt die erlebte und erzählte Biografie Erweiterung um zeitliche Dimensionen und Fakten der gelebten Biografie und stellt eine Verbindung dazu her. Auch dieses Vorgehen kalkuliert ein, dass der Lebensverlauf zu vervollständigen sein wird.

5.2.3 Interviewführung und kooperative Erstellung des Zeitbalkens

Für das Ausfüllen des Biografischen Zeitbalkens ist mindestens eine Stunde Zeit einzuplanen. Ein (zweiter) Folgetermin schafft für den:die Klient:in die Gelegenheit, zwischen beiden Terminen weitere Recherchen und Nachforschungen anzustellen. Sehr bewegte und ereignisreiche Lebensverläufe erfordern potenziell mehrere Gespräche, um den Zeitbalken zu vervollständigen und den Erfahrungen, dem Erleben und den Bedeutungskonstruktionen des:der Klient:in angemessenen Raum zu bieten.

In aller Regel wird der Biografische Zeitbalken digital mit der Web-Applikation easyBiograph erstellt.

Falls eine digitale Erstellung nicht realisierbar ist, bietet sich die Visualisierung des Biografischen Zeitbalkens etwa auch analog mit (Blei-)Stift und Papier an. Ein Ausdruck der Vorlage zumindest in DIN-A3-Größe hat sich als praktikabel erwiesen, um gut lesbare Beschriftungen sicherzustellen. Diese Vorgehensweise empfiehlt sich in Gesprächskontexten, in denen die gemeinsame Arbeit am Computer ungewöhnlich ist (z.B. in der Arbeit mit hochbetagten Personen im Pflegeheim, mit Kindern in einer Wohngemeinschaft etc.); wenn der Internetempfang nicht gewährleistet ist und/oder wenn Klient:innen eine digitale Erstellung verweigern. Zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen allenfalls die Übertragung des händisch erstellten Zeitbalkens in die Web-Applikation sowie der Ausdruck.

Zunächst wird die Struktur und Logik des Biografischen Zeitbalkens erklärt und nachgefragt, ob die Dimensionen für den:die Klient:in passend erscheinen und ob wichtige Lebensbereiche fehlen. Entsprechend der Rückmeldung des:der Klient:in wird der Zeitbalken um frei gewählte Dimensionen erweitert. Eine solche Ergänzung ist auch im Verlauf des weiteren Gesprächs jederzeit möglich.

Je nachdem, wie sehr neben dem Lebenslauf auch die Biografie von Interesse ist, bieten sich zumindest zwei Stile der Gesprächsführung an:

Strukturiertes Gespräch entlang der Dimensionen

Das Gespräch wird entlang der Dimensionen des Biografischen Zeitbalkens strukturiert. In dieser Variante konzentriert sich der:die Sozialarbeiter:in bzw. Sozialpädagog:in Schritt für Schritt auf die einzelnen Dimensionen und leitet jeweils mit einer narrativen Frage ein, z.B.: „Erzählen Sie mir bitte von Ihrer Schul- und Ausbildungszeit beginnend mit dem Kindergarten.“ Die Gesprächsführung ähnelt einem leitfadengestützten Interview. Auf Details der Erzählung wird vorerst nicht näher eingegangen. Es empfiehlt sich, Interesse zu bekunden, Erzähltes (in Stichworten) zu notieren und anzukündigen, auf dieses zu einem späteren Zeitpunkt genauer eingehen zu wollen. Anschließend wird versucht, das Gespräch wieder auf den Zeitbalken zurückzulenken. Wird der Zeitbalken gemeinsam ausgefüllt, ist es entscheidend, dass er für den:die Klient:in während des gesamten Interviews sichtbar bleibt. Es empfiehlt sich also, Schulter an Schulter gemeinsam am digitalen oder analogen Zeitbalken zu arbeiten. Im Lauf des gesamten Gesprächs erfolgt eine dosierte Anteilnahme gegenüber dem:der Interviewpartner:in, sofern dies angebracht ist („Das muss eine sehr schwierige Zeit für Sie gewesen sein, wie haben Sie das nur überstanden?“) (vgl. Pantuček-Eisenbacher 2019:226).

Eine solche Gesprächsführung unterstützt die Fokussierung auf die Realbiografie. Sie birgt das Risiko, vonseiten der Klient:innen als Desinteresse an der eigenen Biografie, an Selbstkonstruktionen und am eigenen Identitätsverständnis interpretiert zu werden (vgl. Rätz-Heinisch / Köttig 2007:248). So darf es nicht verwundern, wenn die Darstellung über einen bloßen Bericht bzw. über eine Aufzählung von Lebensphasen und -ereignissen nicht hinausgeht (vgl. Schütze 1984:89). Dieser Gefahr wird mit Nachfragen nach den Qualitäten des Erlebens – zumindest ein wenig – entgegengewirkt. Ebenso bietet sich ein Folgeinterview an, das sich den Erfahrungsqualitäten und Bedeutungskonstruktionen zuwendet. „Sie haben mir bei unserem letzten Gespräch Einblick in Ihren Lebenslauf gegeben, vielen herzlichen Dank dafür. Sie haben schon sehr viel erlebt und durchmachen müssen. Ich würde heute gerne mehr davon erfahren, wie Sie selbst Ihr Leben beschreiben würden. Ist es in Ordnung für Sie, wenn Sie mir genauer von den kürzlich besprochenen Lebensphasen und Ereignissen erzählen? Wie war das für Sie? Wie haben Sie sich damals gefühlt? Wie haben Sie das überstanden/ bewältigt/ geschafft/ ausgehalten/ durchgezogen . . .?“

Narrative Gesprächsführung

Das Gespräch wird mit einer offenen Fragestellung bei gleichzeitigem Fokus auf den Lebensverlauf eingeleitet: „Bitte erzählen Sie mir vom bisherigen Lauf und von Stationen Ihres Lebens. Ich werde die einzelnen Lebensphasen und Ereignisse am Zeitbalken mitnotieren und mir Nachfragen erlauben.“ Während der:die Klient:in erzählt, werden die genannten Episoden und Geschehnisse im Zeitbalken eingetragen, die Nachfragen fokussieren auf die zeitliche Verortung derselben. Im Anschluss wird der Zeitbalken gemeinsam auf Richtigkeit und Vollständigkeit überprüft und allenfalls korrigiert. Diese Form der Gesprächsführung lädt zu ausführlichen autobiografischen Narrationen ein und erleichtert es, Hinweise zu Relevanzsetzungen, Erklärungsmustern und Selbstbeschreibungen zu erhalten. Die einleitende Erklärung der Logik des Biografischen



Zeitbalkens lenkt die Aufmerksamkeit dennoch auf die Realbiografie, sodass eine gänzlich eigenständige autobiografische Stegreiferzählung nicht zu erwarten ist. Je nachdem, wie ausführlich die Narrationen des:der Klient:in ausfallen, wird gegebenenfalls ein Folgetermin mit dem Fokus auf die Vervollständigung des Zeitbalkens zur Notwendigkeit.

Unabhängig vom gewählten Gesprächsstil ist die Frage nach gesellschaftlichen Ereignissen unentbehrlich. Es empfiehlt sich, diese in der Dimension „Sonstiges“ festzuhalten und hinsichtlich ihrer Relevanz für den Lebenslauf, die Lebensgeschichte bzw. biografische Entwicklung des:der Klient:in zu reflektieren (z.B. Wirtschafts- und Energiekrisen, die Katastrophe von Tschernobyl, Zusammenbruch der DDR, Zerfall des Ostblocks, Kriege [2. Weltkrieg, Jugoslawien-/Balkankrieg, Krieg in Iran, Afghanistan, Syrien, Jemen, Ukraine], die COVID-19-Pandemie etc.).

5.2.4 Kooperative Analyse und Interpretation

Es gibt eine Reihe von Möglichkeiten, den Biografischen Zeitbalken zu interpretieren. In der mehrdimensionalen Timeline werden lebensgeschichtliche Umbrüche gut sichtbar, vor allem bei (fast) gleichzeitigen Veränderungen in mehreren Dimensionen.

Im Folgenden werden die von Pantuček-Eisenbacher (2019:230) beschriebenen Analyseperspektiven skizziert und ergänzt.

Wie bei allen biografischen Verfahren soll von monokausalen Hypothesen Abstand genommen werden. Lebensgeschichtliche Vorgänge sind meist zu komplex für vereinfachte, alltagspsychologische Erklärungsversuche im Stil von „Aus Erfahrung A folgt Problem B“. Trotzdem macht es Sinn, Ereignisse, die in einem zeitlichen Zusammenhang stehen, in einen möglichen Bezug zueinander zu setzen. Solche Thesen werden dem:der Biografieträger:in als Annahmen / Gedanken / Ideen – und nicht etwa als Expert:inneneinschätzungen– angeboten und mit ihm:ihr erörtert.

- „Mir fällt auf, dass Ihre Panikattacken kurz nach dem Tod Ihrer Schwester auftraten. Was meinen Sie, kann es hier einen Zusammenhang geben?“
- „Kurz nachdem sich Ihre Eltern getrennt haben, Sie übersiedelt sind und die Schule gewechselt haben, häuften sich Ihre Aufenthalte im Krankenhaus wegen Ihrer Verdauungsprobleme. Was denken Sie: Ist diese zeitliche Nähe zufällig oder könnten diese Veränderungen Sie gesundheitlich belastet haben?“

Obwohl die einzelnen Lebensabschnitte schon beim Erstellen des Zeitbalkens besprochen wurden, macht es Sinn, sie in Bezug zur gesamten Realbiografie zu setzen. Was zeichnet die Dimensionen im Einzelnen aus? Wie stehen sie jeweils mit anderen Lebensbereichen und Ereignissen in Verbindung? Wodurch sind die Dimensionen gekennzeichnet und wodurch unterscheiden sie sich von einem in dieser historischen Zeit und in diesem sozialen Raum erwartbaren Verlauf? Mit „erwartbar“ ist hier nicht (nur) die „Normalbiografie“, der „Institutionalisierte Lebenslauf“ (Kohli 1987, 2003, 2017) gemeint, sondern die Vielfalt der „Normalitäten“ von Lebensstilen.

So kann es in einem Umfeld von Akademiker:innen durchaus erwartbar sein, dass der:die Klient:in einen Kinderwunsch erst mit Anfang vierzig entwickelt, obwohl das durchschnittliche



Erstgeburtsalter in Österreich mit 31,5 Jahren (im Jahr 2021) niedriger ist (vgl. Statistik Austria 2022a). Jedenfalls lässt sich in Österreich ein kontinuierlicher Anstieg des durchschnittlichen Erstgeburtsalters feststellen, weshalb für eine heute 65-jährige Frau ein anderer Verlauf der Familiengründung erwartbar war als für eine heute 35-jährige Frau (vgl. Statistik Austria 2022a). Zur Einschätzung des „Erwartbaren“ empfiehlt es sich, demografische Daten zu recherchieren. Seriöse Forschungsinstitute wie die Statistik Austria und das Statistische Bundesamt in Deutschland veröffentlichen diesbezügliche Daten auch online.

- Ein anderes Beispiel: „Sie sind direkt aus dem Elternhaus in die Lebensgemeinschaft mit Ihrer Frau gezogen, wie es für diese Gegend durchaus typisch war. Wenn Sie sich, wie von Ihnen angedacht, trennen würden, würden Sie mit Anfang 60 zum ersten Mal in Ihrem Leben allein leben. Gleichzeitig waren Sie bis zu Ihrer Pension Wochenpendler und verbrachten die Woche ohne Ihre Frau und Ihre Kinder. Ich frage mich, ob Ihre Ehestreitigkeiten mit dieser neuen Nähe in Verbindung stehen?“
- Oder: „Sie haben Ihren Eltern 2014 von Ihrer Transsexualität und Ihrem Wunsch nach einer medizinischen Geschlechtsangleichung erzählt. Damals waren Sie schon 28 Jahre alt und wussten – für sich – schon lange, dass Ihre Geschlechtsidentität nicht Ihrem zugewiesenen Geschlecht entspricht. 2014 qualifizierte sich Conchita Wurst für den Song Contest, das Phänomen der Transgeschlechtlichkeit wurde auch in den Medien debattiert. Sehen Sie hier einen Zusammenhang? Hat der Diskurs um Conchita Wurst dazu beigetragen, dass Sie sich gegenüber Ihren Eltern öffnen konnten?“

Ebenso aufschlussreich präsentieren sich Lebensbereiche, die von Umbrüchen in anderen Lebensbereichen unbeeinflusst blieben.

- „Sie haben Ihren Job gewechselt, Ihre Partnerin hat sich von Ihnen getrennt und Sie haben Ihre an Krebs erkrankte Mutter gepflegt. Trotzdem haben Sie Ihr Studium fortgesetzt und erfolgreich abgeschlossen. Aus meiner Sicht ist das keineswegs selbstverständlich und durchaus beachtlich. Wie ist Ihnen das damals gelungen?“
- „Durch den Unfalltod Ihres Mannes wurden Sie plötzlich zur alleinerziehenden Mutter, haben den Weinbaubetrieb Ihres Mannes übernommen und mussten den Kredit für Ihr großes Haus allein bedienen. Trotzdem haben Sie Ihren Beruf als Grafikerin weiter ausgeübt. Wie schaffen Sie das alles? Wer unterstützt Sie bei all diesen Aufgaben?“

Doch nicht nur tatsächlich aufgetretene Ereignisse oder Lebensphasen sind relevant, auch das Fehlen von biografischen Erfahrungen bzw. das Auftreten von Leerstellen im Lebenslauf spielen womöglich eine Rolle, wie z.B. fehlende Partner:innenschaften, Kinderlosigkeit, nicht vorhandene Berufsausbildungen, Phasen von Arbeitslosigkeit, kein Eintrag unter „Behandlung/Hilfe“ trotz gravierender gesundheitlicher Probleme.

- „Sie haben in den letzten zehn Jahren nie länger als fünf Monate in einem Betrieb gearbeitet, haben davor eine lange Haftstrafe abgesessen und kommen bislang nur auf 100 Versicherungsmonate. Für eine Alterspension müssen 180 Versicherungsmonate vorliegen. Was denken Sie, wie kann sich das bis zu Ihrem 65. Lebensjahr ausgehen?“



- „Sie erzählen, dass Sie sich seit der Geburt Ihres zweiten Sohnes vor 10 Jahren niedergeschlagen und depressiv fühlen, haben aber noch nie medizinische oder psychotherapeutische Hilfe in Anspruch genommen. Was haben Sie bisher versucht, damit es Ihnen wieder besser geht? Was hat Sie bislang davon abgehalten, professionelle Hilfe zu suchen?“

In der Analyse werden Gesamtzusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen/Lebensbereichen in den Blick genommen. In welchen Dimensionen häufen sich Ereignisse, in welchen Leerstellen? Der unterschiedliche Grad der Einträge vermag auf Werthaltungen des:der Klient:in hinzuweisen, wie z.B. Familien-, Karriere-, Freizeitorientierung. In welchen Altersphasen häufen sich Ereignisse? Welche Einflüsse der Ereignisse aus der historischen Zeit auf den Lebensverlauf des:der Klient:in zeigen sich bzw. lassen sich vermuten?

- „Sie haben alle Geburtsdaten Ihrer Nichten und Neffen sowie Ihrer Enkelkinder aus dem Gedächtnis nennen können. Ich vermute, Familie ist Ihnen sehr wichtig? Was meinen Sie, was würden Ihre Enkelkinder Ihnen in Ihrer aktuellen Situation raten? Was denken Sie, wie können Ihre Enkelkinder Sie bei der Pflege Ihres demenzerkrankten Mannes unterstützen?“
- „Sie waren während der COVID-19-Pandemie als Diplomierter Gesundheits- und Krankenpfleger besonders gefordert und haben trotz des Personalmangels auf Ihrer Station bis vor Kurzem keinen Zweifel daran gehabt, Ihren Beruf bis zur Pension auszuüben. Jetzt, wo drei Kolleg:innen im Langzeitkrankenstand sind, kommen Sie – wenig überraschend – an Ihre Grenzen. Dass Sie jetzt, nach dreißig Jahren im Krankenhaus, an Kündigung denken, hat aus meiner Sicht nichts mit einem Versagen oder Scheitern Ihrerseits zu tun. Was vermuten Sie, welche Auswirkungen könnte eine Kündigung auf Ihr Befinden haben?“

Augenmerk wird nicht zuletzt auf Statuspassagen (Glaser / Strauss 1971), also belastende Übergänge von einer Lebensphase in die andere, auf Umbrüche, kritische Lebensereignisse und herausfordernde Lebensphasen gelegt. Im Gespräch mit den Klient:innen wird erkundet, wie diese lebensgeschichtlichen Herausforderungen begegnet sind, wie sie mit diesen umgegangen sind und welche Bewältigungsversuche sie rückblickend als erfolgreich bzw. erfolglos einschätzen. Besonders interessant sind dabei solche Lebenssituationen, die Ähnlichkeit zu der gegenwärtigen Problemsituation aufweisen. Gemeinsam werden Überlegungen angestellt, welche Denkmuster und Handlungsstrategien sich auch in der gegenwärtigen Problemlage als zweckdienlich erweisen können und welche (kontraproduktiven) Lösungsversuche zu vermeiden sind.

Die visuelle Darstellung der Lebensgeschichte spannt den Bogen zwischen Vergangenheit und Gegenwart und hilft dem:der Klient:in, sein:ihr Gewordensein nachzuvollziehen. Genau wie andere biografische Methoden assistiert der Einsatz des Zeitbalkens dem:der Klient:in dabei,

- das Identitätserleben im Hier und Jetzt zu festigen,
- lebensgeschichtliche Brüche, Krisen, kritische Lebensereignisse und Umbruchssituationen zu artikulieren, sich mit diesen auseinanderzusetzen und – zumindest kognitiv – zu begreifen,



- solche Erklärungsansätze und Bedeutungszuschreibungen zu entwickeln, die dem eigenen Selbstwert und dem Bewältigungshandeln zuträglich sind,
- eine sinnvoll erlebbare Lebensgeschichte zu konstruieren, die Bedacht auf Möglichkeiten und Grenzen der eigenen „Regieführung“ nimmt,
- sich der eigenen Stärken und Ressourcen gewahr zu werden (vgl. Hölzle 2011:35ff).

5.3 Biografische Fallrekonstruktion

Griese und Griesehop (2007) entwickelten ein Konzept für Biografische Fallarbeit bzw. für biografische Fallrekonstruktion; es beruht auf narrativ-biografischen Interviews nach Schütze, auf der Verschränkung der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann (1979, 2000) mit der narrationsstrukturellen Analyse nach Schütze und auf Auswertungsstrategien im Paradigma der Narrativen Identität. Zweck ist es, die subjektiven Selbst- und Weltkonstruktionen des:der Klient:in aus einer biografischen Warte zu analysieren, vorhandene und biografische Ressourcen aufzuspüren und darauf basierend professionelle Unterstützung zu planen (vgl. Griese / Griesehop 2007:85).

Im narrationsstrukturellen Verfahren wird das Transkript zunächst entlang der Strukturmuster des Erzählens und der vier Prozessstrukturen in Segmente eingeteilt. Bei der Segmentierung ist zu bedenken, dass die Lebensgeschichte aus zusammenhängenden Abschnitten besteht, die der:die Biograf:in während des Sprechens markiert. Solche Markierungen können in Form expliziter Überleitungen und Ankündigungen („ja und dann“, „dann geschah Folgendes“, „das war das Berufliche, dann war da ja auch die Familie“), mittels Pausen und einer Veränderung der Intonation oder auch durch Bewertungen des bislang Dargestellten erfolgen. Im Anschluss an diese formale Textgliederung erfolgt eine strukturell-inhaltliche Beschreibung der Erzählsegmente. Absicht ist die Rekonstruktion der faktischen Erfahrungsaufschichtung, wobei den Prozessstrukturen wesentliche Bedeutung zukommt. Prozessstrukturen bilden die „Repräsentanten grundsätzlicher Haltungen gegenüber lebensgeschichtlichen Erfahrungen“ (Kraimer 2000:39, zitiert in Griese / Griesehop 2007:30). Schließlich werden im Zuge einer „analytischen Abstraktion [. . .] wiederkehrende Muster der biographischen Entwicklung – thematisch und strukturell – herausgearbeitet“ (Detka 2005, zitiert in Griese / Griesehop 2007:30). Im Zentrum der Analyse steht die Dimension der Erfahrung. Das Vorhaben lautet, „zu den Orientierungsstrukturen vergangenen Handelns und Leidens vorzudringen, also zu jener mit (auch weit zurückliegendem biographischem Handeln unmittelbar verbundenen Erfahrung [. . .])“ (Bohnsack 2000:121, zitiert in Griese / Griesehop 2007:30).

Dieses Verfahren lässt sich mit dem Kodierparadigma der Grounded Theory, aber auch mit der Sequenzanalyse der Objektiven Hermeneutik verbinden.

Letztere „geht von der elementaren Feststellung aus, daß alle Erscheinungsformen von humaner Praxis durch Sequenziertheit strukturiert bzw. konstituiert ist [sic!]. Darunter wird hier nicht die triviale Form von Temporalisierung im Sinne eines zeitlichen Nacheinanders verstanden, sondern der nicht-triviale Umstand, daß jegliches Handeln



und seine kulturellen Objektivierungen qua Regelerzeugtheit soziales Handeln sind. [. . .] Regelerzeugtheit bedeutet in sich Sequenziertheit. Jedes scheinbare Einzel-Handeln ist sequenziell im Sinne wohlgeformter, regelhafter Verknüpfungen an ein vorausgehendes Handeln angeschlossen worden und eröffnet seinerseits einen Spielraum für wohlgeformte, regelmäßige Anschlüsse“ (Oevermann 2000:64, zitiert in Griese / Griesehop 2007:32).

Zunächst werden die einzelnen Textsequenzen gemäß ihrem Wortlaut paraphrasiert. Im Anschluss erfolgen Sequenz für Sequenz extensive und spekulative Auslegungen. Es werden Thesen über latente Sinnstrukturen im Sinne objektiver Bedeutungsmöglichkeiten formuliert, die in weiterer Folge mit manifestierten und realisierten Sinnstrukturen kontrastiert werden. Eine erste These über die Fallstruktur zeichnet sich in aller Regel nach zwei Seiten Transkriptanalyse ab, sie wird im Verlauf der Interpretation weiterer Sequenzen überprüft. Im Fall ihrer Bestätigung kann die Rekonstruktion beendet werden (vgl. Oevermann 2000:71, zitiert nach Griese / Griesehop 2007:33).

Neben der Sequenzanalyse lässt sich die Objektive Hermeneutik auch für die Analyse objektiver Daten nutzen, die der Fallrekonstruktion vorgeschaltet wird. Dabei vollzieht sich zunächst die Auslegung jener Daten, die „am ehesten unzweifelhafte Objektivität besitzen [. . .] und sozialwissenschaftlich relevant sind“ (Reichertz 1994:131, zitiert in Griese / Griesehop 2007:334). Alter, Einkommen, Vermögen, Beruf, sozialgeschichtliche Daten wie Eheschließung, Einkommensentwicklung etc., aber auch gesellschaftliche Rahmendaten werden genutzt, um auf dieser Basis eine „Normalitätsfolie“ zu entwickeln. Idealtypisch wird eine Art Normalbiografie, ein erwartbares Ablaufmuster konstruiert, vor dessen Hintergrund sich die Besonderheiten des Falls abheben können. „Die Vordeutung des Falles durch die Interpretation objektiver Daten macht es möglich, gezielt Fragen an den jetzt zu untersuchenden Text zu stellen“ (Reichertz 1994:136, zitiert in Griese / Griesehop 2007:34).

Die Autorinnen bescheinigen den Ein- und Ausgangssegmenten besondere inhaltliche und strukturelle Bedeutung. So fokussieren sie zunächst auf den Erzähleinstieg: Die „ersten Äußerungen sind entscheidend. Was sie an Strukturgehalt mißverständlich oder irrtümlich festlegen, könnte später nur umständlich wieder rückgängig gemacht werden“ (Oevermann 1988:248, zitiert in Griese / Griesehop 2007:72f). Das Ende wird im Beginn vorweggenommen und schon im Einstiegssegment präsentieren sich wesentliche Strukturmuster. Sinn- und Kohärenzstrukturen lassen sich anhand der Sequenzanalyse von Beginn und Schluss der Erzählung rekonstruieren, die inhaltlichen und strukturellen Thesen werden entlang der mittleren Segmente einer Überprüfung unterzogen, ohne diese akribisch analysieren zu müssen.

Griese und Griesehop benennen eine Fülle an Phänomenen, die bei der Analyse in den Blick rücken können: Die aktuelle Erzählung mit ihrer Strukturierung in Beginn, Mitte, Schluss verleiht den Ereignissen und Handlungen Sinn (Griese / Griesehop 2007:44). Neben Bericht und Erzählung messen sie auch Theoretisierungen und Argumentationen in der Auswertung Bedeutung bei: „Um Haltungen, Anschauungen, Handlungen oder Entscheidungen im Interview kommunikativ anschlussfähig zu halten, bedarf es dieser Textsorten“ (Griese / Griesehop 2007:47). Von Interesse



ist auch, welchen „inneren Zusammenhang“ die erzählte Lebensgeschichte aufweist, also wie Kohärenz hergestellt wird (vgl. Griese / Griesehop 2007:48. Abgesehen von den bereits dargelegten „Kognitiven Figuren“ autobiografischer Erzählungen gehen Griese und Griesehop an dieser Stelle auf die Funktion von Weltanschauungen ein, „das ‚Disparate des Lebens‘ zu einer oder Identität herzustellen“ (Griese / Griesehop 2007:49). Weltansichten und Weltanschauungen werden laut Luckmann als historisch geformte und tradierte Produkte verstanden, die es Subjekten gestatten, „ursprünglich unzusammenhängende Situationen als ein sinnvolles biographisches Ganzes“ zu begreifen (Luckmann 1991:89, zitiert in Griese / Griesehop 2007:50); zudem binden sie „die Vergangenheit und die Zukunft [. . .] in eine zusammenhängende Biographie“ (Luckmann 1991:108, zitiert in Griese / Griesehop 2007:50) ein. Das Modell des institutionalisierten Lebenslaufs bietet Biograf:innen Optionen für eine chronologische Ordnung und thematische Orientierung an (vgl. Griese / Griesehop 2007:51). Neben dem Normallebenslauf, der entlang des Erwerbslebens organisiert ist, besteht – zumindest – eine zweite Gestaltungsmöglichkeit, die sich im Familienzyklusmodell spiegelt (Marbach 1987, zitiert in Griese / Griesehop 2007:51). Mit Bezug auf Lucius-Hoene und Deppermann (2004:285, 287) warnen Griese und Griesehop davor, „Kohärenz zu unterstellen, wo sie nicht hergestellt wird“ (2007:52).

Neben dem Wissen um Regeln autobiografischer Stegreiferzählungen sensibilisieren sowohl soziologische Befunde über Lebensläufe und über Biografien in modernen Gesellschaften wie auch das Konzept der narrativen Identität für eine hermeneutisch-biografische Deutung.

Griese und Griesehop betonen schließlich die Bedeutung der Beziehung und Interaktion zwischen den Kommunikationspartner:innen. Die Wahl der erzählten Episoden hängt von expliziten oder auch vermuteten Erwartungen und Interessen der fragenden Personen ab. Die institutionelle Rahmung wirkt sich strukturierend auf die biografische Kommunikation aus (vgl. Griese / Griesehop 2007:53).

Für ihre Publikation zur Biografischen Fallarbeit führten die Autor:innen biografische Interviews mit der pflegenden Ehefrau eines an Demenz erkrankten Mannes, mit einer suchterkrankten Frau, mit einem an Multipler Sklerose erkrankten Mann sowie mit einer erwerbslosen Frau und analysierten diese wie oben beschrieben. Die Auszüge aus den Transkriptionen, Deutungen und Einschätzungen veranschaulichen das Konzept und machen den nicht unbeträchtlichen zeitlichen Aufwand des Verfahrens deutlich.

5.4 Sozialpädagogische Diagnostik, Sozialpädagogisches Fallverstehen und diagnostisches Fallverstehen

Sozialpädagogische Diagnostik und Fallverstehen werden oft in einem Atemzug genannt (vgl. Ader 2014), die Konzepte unterschiedlicher Autor:innen zu diesem Thema unterscheiden sich jedoch. So stehen bei Uhlendorff die „Selbst- und Weltdeutungen der Klient*innen im Hinblick auf ihre aktuelle Lebenssituation“ (2022:49) im Vordergrund, während Heiner und Schrapper auch die Lebenslage in



Diagnostik und Fallverstehen miteinbeziehen (vgl. Heiner / Schrapper 2004:211).¹⁰ Sozialpädagogische Diagnostik ist nach Uhlendorff immer dann erforderlich, wenn Gespräche im Rahmen Sozialpädagogischen Fallverstehens nicht ausreichen, um die Komplexität des Falles zu erfassen (vgl. Uhlendorff 2022:45). Heiner und Schrapper sprechen dagegen insgesamt vom diagnostischen Fallverstehen (vgl. Heiner / Schrapper 2004:203). Zur Einführung in das Themenfeld werden im Folgenden Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser Konzepte erläutert.

Einig sind sich die erwähnten Autor:innen darüber, dass die genannten Konzepte für fachlich professionelles Handeln in der sozialpädagogischen Praxis unerlässlich sind. Professionelles Handeln bedeutet, dass zwischen Situationsbeschreibungen, Problemdeutungen, Hilfen und Interventionen ein nachvollziehbarer Zusammenhang hergestellt wird (vgl. Heiner / Schrapper 2004:202). Es kommt vor, dass Sozialpädagogische Entscheidungen für Klient:innen weitreichende Folgen nach sich ziehen; umso wichtiger ist es, als Grundlage für diese ein adäquates Fallverständnis zu entwickeln. Dieses Vorhaben wird noch dadurch erschwert, dass es sich bei sozialen Phänomenen nicht um „objektive Tatsachen“ handelt, sondern um „selektive, subjektiv geprägte Wahrnehmungen und Interpretationen“ (Heiner / Schrapper 2004:202). Beklagen sich Lehrer:innen bei den Sozialpädagog:innen einer Wohngemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe über das Verhalten eines:einer Jugendlichen, heißt das noch nicht, dass der:die Jugendliche ein grundsätzlich problematisches Verhalten an den Tag legt. Möglicherweise wirken hier Zuschreibungen und wird die Verantwortung für Gruppendynamiken tendenziell jenen Jugendlichen zugeschrieben, die nicht entsprechend der Norm im Elternhaus aufwachsen. Sozialpädagogisches Fallverstehen, Sozialpädagogische Diagnostik und diagnostisches Fallverstehen analysieren dahingehend in erster Linie subjektive Deutungen, Meinungen und Sinnzuschreibungen (vgl. Uhlendorff 2022:49; Heiner / Schrapper 2004:208). Diese wiederum sind eingebettet in die jeweilige Fallgeschichte, in biografische Strukturen und Erfahrungen mit dem Hilfesystem.

Nach Uhlendorff ist für die erfolgreiche Ko-Konstruktion von Hilfen, also die gemeinsame Entwicklung von Interventionen durch Fachkräfte und Beteiligte, ein gemeinsames Verständnis der Situation geboten. Das unterstreicht auch die Interaktionstheorie, nach der für gelingendes zwischenmenschliches Handeln eine gemeinsame Situationsdefinition und ein Konsens über Handlungsziele notwendig sind (vgl. Uhlendorff 2022:17). Sozialpädagogisches Fallverstehen und Sozialpädagogische Diagnostik nach Uhlendorff sind im professionellen Kontext angesiedelt; dieser

¹⁰ Als Lebenswelt werden innere Gewissheiten und subjektive Sichtweisen eines Individuums bezeichnet, die in Interaktion mit der Umwelt entstehen. Lebenswelt ist die soziale Konstruktion der Wirklichkeit, in der ein Mensch seinen Alltag bestreitet (vgl. Uhlendorff 2022:48). Diese Konstruktion der Lebenswelt ist nicht beliebig, sondern basiert auf Grundlage der Lebenslage (vgl. Kraus 2019:48), die ihre Rahmenbedingungen bildet. Darüber hinaus wird sie von einem biografisch angeeigneten Wissensvorrat sowie durch gesellschaftlich vorgegebene Wertvorstellungen beeinflusst.

Unter Lebenslage werden die von außen beschreibbaren, objektiven sozioökonomischen Rahmenbedingungen verstanden, unter denen eine Familie oder ein Individuum lebt. Dazu gehören die Familiensituation, Ausbildungs- und Berufssituation, Gesundheitszustand, Einkommens- und Vermögensverhältnisse und die Wohnsituation (vgl. Uhlendorff 2022:48).



zeichnet sich durch eine beidseitige spezifische Erwartungshaltung (Erwartungskontext) von Klient:in und Fachkraft aus und unterscheidet sich klar von anderen Kommunikationsformen, wie dem Ratschlag unter Freund:innen. Meist geht es um eine schwierige Lebenssituation des:der Klient:in, die in Zusammenarbeit mit der Fachkraft bewältigt werden soll. Die genutzten sozialpädagogischen Konzepte oder Methoden (Methodenkontext) orientieren sich am Zielkontext, der in Zusammenarbeit mit allen Beteiligten (ko-konstruktiv) entwickelt werden soll (vgl. Uhlendorff 2022:16f).

Ziel sowohl von Sozialpädagogischer Diagnostik wie auch von Sozialpädagogischem Fallverstehen nach Uhlendorff ist es, (1) eine gemeinsame Situationsdefinition zu erarbeiten und die subjektiven Problemkonstruktionen zu ergründen, auf deren Grundlage ein (2) Arbeitsbündnis hergestellt wird. Darauf aufbauend entwickeln Fachkräfte und Klient:innen (3) vorläufige Arbeitshypothesen, die den gemeinsamen Lösungsweg zur Bewältigung der Probleme skizzieren (vgl. Uhlendorff 2022:40f, 63ff). Sozialpädagogische Diagnosen sind dementsprechend Prozessdiagnosen, die im Rahmen der Unterstützung von Veränderungsprozessen genutzt werden (vgl. Uhlendorff 2022:49).

Das diagnostische Fallverstehen nach Heiner und Schrapper richtet den Blick ebenfalls darauf, Handlungsvorschläge für sozialpädagogische Interventionen gemeinsam mit den Klient:innen zu erarbeiten (vgl. Heiner / Schrapper 2004:212). Heiner und Schrapper legen darüber hinaus noch Wert darauf, die beteiligten Hilfesysteme in die Analyse des Falles miteinzubeziehen. Zum einen sind die institutionellen Werte und Normen der beteiligten Fachkräfte und Organisationen sowie ihre Auswirkungen auf das Fallverständnis von Interesse. Zum anderen vermögen die Interaktionen zwischen Hilfesystem und Klient:innensystem, ferner mögliche Ängste, Abwehrstrategien und Überforderungsgefühle seitens der Klient:innen einen wichtigen Zugang zu einem vertieften Verständnis des Klient:innensystems zu verschaffen (vgl. Heiner / Schrapper 2004:209).

Charakteristisch für das diagnostische Fallverstehen nach Heiner und Schrapper ist außerdem die multiperspektivische Sichtweise. Einerseits sollen sich Sozialarbeiter:innen in den Fall hineinversetzen, um die von den Klient:innen geäußerten Gefühle nachzuvollziehen. Andererseits läuft ein:e einzelne:r Sozialpädagog:in so Gefahr, die notwendige Distanz zum Fall zu verlieren, was einer entsprechenden Erfassung von Komplexität und Vielfalt der verschiedenen Sichtweisen entgegensteht. Um diesen widersprüchlichen Anforderungen gerecht zu werden und blinden Flecken bei der Fallbearbeitung vorzubeugen, empfehlen Heiner und Schrapper die Arbeit in Teams oder Arbeitsgruppen (vgl. Heiner / Schrapper 2004:210).

Diagnostisches Fallverstehen nach Heiner und Schrapper ist eine Annäherung an fremde Lebenswelten, Einschätzungen und Deutungen, die den Klient:innen rückvermittelt werden sollten, um diese zu überprüfen und allenfalls zu korrigieren. Durch diesen Prozess findet eine Annäherung an die Lebenswelt des:der Klient:in statt, die aber stets ihren hypothetischen Charakter beibehält. Auf der einen Seite des balancierten Diagnostischen Fallverstehens befinden sich fachliche Beurteilungen vor einem normativen Bezugsrahmen, z.B. in Bezug auf eine gesunde Entwicklung oder eine ausreichende Versorgung; auf der anderen Seite die Bereitschaft, sich auf die subjektiven lebensweltlichen Bezüge der Klient:innen einzulassen (vgl. Heiner / Schrapper 2004:209).



Dieser zweifache Anspruch führt zur häufig geäußerten Kritik an sozialpädagogischer Diagnostik bzw. an standardisierten Methoden in der Sozialen Arbeit allgemein. Beim Klassifizieren des Falles in normative Schemata, wie sie in vielen Konzepten der sozialpädagogischen Diagnostik vorkommen, besteht die Gefahr, das Einzigartige, die individuellen lebensweltlichen Sinnkonstruktionen des Falles zu verlieren bzw. übersehen. Doch weder diagnostische Klassifikationsschema¹¹ noch Raster der „normalen“ Entwicklung von Kindern und Jugendlichen¹² werden der Eigensinnigkeit des Einzelfalles gerecht. Trotzdem sind Sozialarbeiter:innen in Profession und Disziplin auf theoriebasierte, überprüfbare und deswegen standardisierte Methoden angewiesen, um Fachlichkeit zu gewährleisten. Anlässlich dieses Widerspruchs sind Praktiker:innen bemüht, bei der Fallbetrachtung das Besondere im Allgemeinen zu erkennen und systematisch Merkmale des Falles mit allgemeinen Ausprägungen oder Begriffen zu vergleichen (vgl. Uhlendorff et al. 2008:211).

Eine genaue Abgrenzung der beschriebenen Konzepte gestaltet sich insgesamt schwierig, weil es explizit und implizit zahlreiche Parallelen zwischen den Konzepten gibt. Jedenfalls zielen sozialpädagogische Diagnostik, sozialpädagogisches und diagnostisches Fallverstehen in erster Linie darauf ab, die subjektiven lebensweltlichen Bedeutungskonstruktionen der Klient:innen zu ergründen, um so eine Grundlage für die konstruktive Zusammenarbeit zwischen Fachkräften und Klient:innen zu schaffen.

5.4.1 Sozialpädagogische Diagnose – Uhlendorff

Die sozialpädagogisch-hermeneutische Diagnose nach Uhlendorff bringt es mit sich, die lebensweltlichen Bezüge und die damit verbundenen Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen in sozialpädagogischen Kontexten zu erfassen und mit konkreten pädagogischen Aufgabenstellungen zu verbinden, die die Jugendlichen bei ihrer Entwicklung unterstützen. Sozialpädagogische Kontexte umfassen konventionelle pädagogische Formate wie Wohn- und Tagesgruppen, betreutes Wohnen etc. (vgl. Uhlendorff 2001:8). Im Gegensatz zu Uhlendorffs sozialpädagogischer Familiendiagnose, die den Fokus auf das Familiensystem richtet, um daraus sozialpädagogische Aufgabenstellungen abzuleiten, konzentriert sich die sozialpädagogische Hermeneutik auf Selbstdeutungen und Entwicklungsstufen der Jugendlichen. Das vorgestellte Entwicklungs-Etappen-Modell versteht sich als heuristischer Leitfaden zum Erarbeiten von individuellen Aufgabenstellungen und grenzt sich von einer psychologisch-psychiatrisch-erzieherischen Diagnose ab (vgl. Uhlendorff 2001:9).

Das Verfahren baut auf zwei Studien auf (Mollenhauer / Uhlendorff 1992, 1995, zitiert in Uhlendorff 2001). In diesen wurden leitfadengestützte Interviews mit sozialpädagogisch betreuten Jugendlichen zunächst entlang der Erfahrungsfelder Verwandtschaftssystem, Pflegefamilie, außerfamiliäres

¹¹ Beispiele für solche Klassifikationsschemata sind die „International Classification of Diseases“ (ICD), das „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (DSM) oder die „International Classification of Functioning“ (ICF).

¹² Ein solches Raster stellt beispielsweise das in der Sozialpädagogik nach wie vor herangezogene Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung von Erik H. und Joan Erikson dar (vgl. Erikson 1950, 1988).



nichtinstitutionelles Umfeld, Bildungssystem, Jugendhilfe und Arbeit/Beschäftigung codiert. Die Welt- und Selbstdeutung der Jugendlichen in diesen Erfahrungsfeldern wurde in einem nächsten Schritt in vier sozialpädagogisch relevanten Dimensionen – Zeit, Körperbilder, Selbstentwürfe, Normative Orientierungen – klassifiziert. Später wurde mit Devianz noch eine fünfte Kategorie hinzugefügt, weil abweichende Verhaltensweisen bei Jugendlichen in sozialpädagogischen Kontexten für die Selbstdeutungen der Jugendlichen eine große Rolle spielen (vgl. Uhlendorff 2001:25).

Selbst- und Weltdeutung	Zeit-schemata	Körper-erfahrungen	Selbst-entwürfe	Normative Orien-tierungen	Devianz
Erfahrungsfelder					
Verwandtschaftssystem					
Pflegefamilie					
Außerfamiliäre nicht-institutionelle Erfahrungen					
Erfahrungen in Einrichtungen des Bildungssystems					
Erfahrungen in Einrichtungen der Jugendhilfe					
Erfahrungen mit Tätigkeiten und Tätigkeitsbedürfnissen					

Tabelle 4: Erfahrungsfelder und Deutungsdimensionen nach Mollenhauer / Uhlendorff 2000:18

Jede der fünf Dimensionen gab jeweils mehrere unterschiedliche Selbstdeutungen zu erkennen. Bestimmte gemeinsame (Selbstdeutungs-)Muster häuften sich, anschließend in fünf Musterkombinationen/Prototypen zusammengeführt wurden. Uhlendorff stellt folgendes Beispiel für eine solche Musterkombination vor:

„Eine Gruppe von Jugendlichen folgt in ihren Deutungen einem antriebsorientierten Selbstkonzept mit einer Körperthematik, die an körperlicher Stärke und Durchsetzung interessiert ist, verbunden mit einer egoistisch-normativen Orientierung und einem aggressiven Devianz-Deutungsmuster. Die mitgeteilten typischen Devianz-Formen sind körperliche Gewalt gegen Personen, Diebstahl und Alkoholmissbrauch. Das Zeitbewusstsein ist überwiegend fragmentiert.“ (Uhlendorff 2001:27)

Mittels der nachstehenden Tabelle veranschaulicht der Autor diesen Prototyp.



Selbstdeutungs- muster	Stärken	Schwächen
Fragmentierte Zeit	erlebnisdicht, psychologische Zeit	wenig Chronologien; kein Begriff von Entwicklung der Person; keine Planung; reizabhängig
Körperliche Stärke / Durchsetzung	Körperselbstvertrauen, Interesse an technisch-dinglicher Auseinandersetzung	wenig Antriebskontrolle; schwache Interaktionssensibilität
Antriebsgeleitetes Selbst	aktives, sich seiner Interessen bewusstes Ich; Anerkennung in Peergroup; handwerklich-technische Kooperationsbereitschaft	kaum Selbstreflexion; Autonomie als egoistische Durchsetzung
Egoistische Orientierung	aktiv-selbstsicher	keine Selbstreflexion; kognitiv undifferenziert; Unterwerfung unter Gruppenaktivität, kaum Freund:innenschaften; starr konventionell

Tabelle 5: Musterkombination 1 (Uhlendorff 2001:27, geringfügig adaptiert)

Jugendliche, die Merkmale einer solchen Musterkombination aufweisen, sind z.B. vorwiegend männlich, fühlen sich in Beziehungen, in Bezug auf Interessen und Bedürfnisse benachteiligt. Familiäre Erfahrungen und soziale Beziehungen werden als Kampf um Macht und Überlegenheit gedeutet. Bedürfnisaufschubmuster und langfristige Entwicklungsplanung sind nur eingeschränkt vorhanden. Befriedigende Lebenssituationen sind mit dem Beherrschen von dinglich-technischen Abläufen verbunden sowie mit dem Demonstrieren von Geschicklichkeit und Stärke (vgl. Uhlendorff 2001:27f).

Um ein Diagnoseverfahren zu entwickeln, wurden diese empirischen Modelle mit Entwicklungstheorien in Verbindung gebracht. Anhand der Theorien der „Stufen des Selbst“ nach Kegan und der „Stadien des zwischenmenschlichen Verstehens“ laut Selman wurden vier Entwicklungsetappen benannt. Entlang dieser Etappen haben sich spezifische Entwicklungsaufgaben in den Bildungsdimensionen Körper, Selbst, Moral, Zeit wie auch dimensionsübergreifende und interaktionsbezogene Entwicklungsaufgaben abgezeichnet (vgl. Uhlendorff 2001:124–127). Mithilfe dieses neuen Modells können Selbstdeutungsmuster von Jugendlichen entlang von pädagogischen Fragestellungen gedeutet und eingeschätzt werden: „Welchen Entwicklungsetappen entsprechen die verschiedenen Deutungsmuster? Welche Entwicklungsaufgaben, deren Lösung diesen Jungen und Mädchen besondere Schwierigkeiten bereiten [sic!], liegen den Selbstdeutungsmustern zugrunde? Welche Entwicklungsaufgaben scheinen gelöst, welche werden thematisiert und als besonders schwierige Hürde gesehen?“ (Uhlendorff 2001:33)

Nachstehend ist die zweite Entwicklungsetappe als Beispiel abgebildet (Uhlendorff 2001:125):



Bildungsdimensionen	Kompetenzen und Konzepte, die im Normalfall zu Beginn dieser Etappe bereits vorhanden sind und in den pädagogischen Milieus bestätigt werden	Kompetenzen und Konzepte, die sich im Normalfall während dieser Etappe entfalten	Deutungsmuster, die auf Entwicklungsschwierigkeiten hindeuten
Allgemeine Aufgaben	differenzierte Perspektive; Unterscheidung zwischen eigener und fremder Sichtweise, zwischen eigenen und fremden Interessen; situative Zusammenarbeit; Bedürfnisaufschubmuster; Affektkontrolle	Freund:innenschaftsanbahnung; Übernahme der Perspektive der:des signifikanten anderen (Zweite-Person-Perspektive), Selbstreflexion, Abstimmen von gemeinsamen Plänen und Interessen mit anderen (Beginn), gegenseitiges Vertrauen in Beziehungen herstellen	
Selbst- und Personenentwürfe	Unterscheidung zwischen seelischen und körperlichen Phänomenen, zwischen physischer Handlung und Absicht; Antriebskontrolle	Bildung eines zwischenmenschlichen Selbst: soziale Erwartungen und Einschätzungen der anderen berücksichtigen (Normalitätsentwurf), eigene Erwartungen geltend machen; Selbstkritik; Innensicht, Differenzierung von Gefühlen	konformes Selbst
Körperbilder	Körpersensibilität für sich und andere; realistische Körperselbsteinschätzung; Berücksichtigen physischer Belastungsgrenzen; Planung von sensomotorischen Abläufen, Training; Einbindung der impulsiven Körperkomponenten in sozial verträgliche Formen (z.B. Sport und Wettkampf)	Zusammenspiel: Körperkooperation und Interaktionen nach verbindlichen Regeln, Einbindung der Körperäußerungen in konventionelle Formen der Zusammenarbeit; Sorge um die interaktive Verträglichkeit der Körperäußerungen, Ausgleich im Wechsel der Aktivitäten, Sorge um das körperlich-seelische Wohlbefinden, Vermeidung von Verletzungsrisiken	Wettkampf, Wetteifer, Ausgleich





Bildungsdimensionen	Kompetenzen und Konzepte, die im Normalfall zu Beginn dieser Etappe bereits vorhanden sind und in den pädagogischen Milieus bestätigt werden	Kompetenzen und Konzepte, die sich im Normalfall während dieser Etappe entfalten	Deutungsmuster, die auf Entwicklungsschwierigkeiten hindeuten
Zeitschemata	erste Planungskompetenzen; Verständnis von Entwicklungszeit, Wahrnehmung der Zeitperspektiven der anderen; chronologische und gegliederte Auffassung des eigenen Lebenslaufs	sich in den eigenen Zeitplänen auf die anderen einstellen, egozentrische Pläne zugunsten konventioneller bzw. gemeinsamer zeitlicher Einteilungen zurücknehmen; gemeinsame Pläne machen (Beginn)	Beziehungszeit (institutionalisierte Zeit)
Normative Orientierung	gegenseitige Fairness üben; sich gegenseitig helfen; Vermeidung von körperlicher Gewalt als Mittel der Durchsetzung; Rücksicht auf andere nehmen, besonders gegenüber Schwächeren; eigene Interessen auf sozial verträgliche Weise durchsetzen	Zurücknehmen der eigenen Interessen zugunsten befriedigender zwischenmenschlicher Lösungen; soziale Erwartungen der anderen und zwischenmenschliche Absprachen berücksichtigen, soziale Verpflichtungen und Konventionen einhalten; gegenseitige Verlässlichkeit	Orientierung an den konventionellen Werten der Leistung
Interaktionsstrategien	mit anderen sprachlich verhandeln, egozentrische Absichten sozial vermitteln, Interessen mitteilen; kompetente Vermittler:innen einschalten und Akzeptanz einer von außen gestifteten objektiven Sichtweise	Konventionen ins Spiel bringen („So machen es die anderen auch“), Interessenlage ausloten, Gemeinsamkeiten herstellen und Kompromisse finden (in Freund:innenschaften), gegenseitiges Verständnis üben, nachgeben können, sich gegenseitige Erwartungen und Befindlichkeiten mitteilen	

Tabelle 6: Zweite Entwicklungsetappe vom ca. 12. bis 15. Lebensjahr (Uhlendorff 2001:125, geringfügig adaptiert)





Das eigentliche Diagnoseverfahren, das in Zusammenarbeit mit Praktiker:innen der Evangelischen Jugendhilfe Schweicheln entwickelt wurde, beginnt mit einem leitfadenorientierten Interview der Jugendlichen. Für ein solches Interview ist die Mitwirkung des:der Klient:in notwendig, weshalb in einem Vorgespräch über Sinn und Zweck des Interviews aufgeklärt wird. Anspruch des Interviews ist es, möglichst viele Informationen zu seinen:ihren aktuellen Sorgen und Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung zu erhalten (vgl. Uhlendorff 2001:154). Dazu wird ein thematischer Aufbau des Interviews gewählt und Themen wie die aktuelle Wohnsituation, Familie, Freund:innen, Schule, Wohngemeinschaft, Interessen, Körperlichkeit, Vergangenheit und Zukunft (siehe Dimension Zeit), moralische Orientierungen etc. werden besprochen. Im zweiten Schritt wird das akustisch aufgenommene Interview im Kreis der Mitarbeiter:innen, die die Jugendlichen im Alltag betreuen, interpretiert. Wichtige Äußerungen werden stichwortartig festgehalten. Ziel dieses Schrittes ist es, die wichtigsten Aussagen des:der Jugendlichen thematisch zu ordnen. Anschließend werden in jeder Kategorie die wichtigsten Mitteilungen, die in Zusammenhang mit gegenwärtigen Problemen der Lebensbewältigung stehen, skizziert (vgl. Uhlendorff 2001:158). Der letzte Schritt bezieht die genannten Entwicklungsschwierigkeiten auf pädagogische Aufgabenstellungen; dabei können die Beschreibungen der Selbstdeutungsmuster, das Entwicklungsetappenmodell und ein etwas ausführlicherer Diagnoseleitfaden als Deutungshilfe hinzugezogen werden (vgl. Uhlendorff 2001:159). Die Ergebnisse werden dann gemeinsam mit dem:der Jugendlichen besprochen und dienen als Grundlage für die Hilfeplanung (vgl. Uhlendorff 2001:161).

5.4.2 Sozialpädagogische Familiendiagnose – Uhlendorff/Cinkl/Marthaler

Die Sozialpädagogische Familiendiagnose verfolgt die Absicht, Praktiker:innen bei der Arbeit mit Familien dahingehend zu unterstützen, sozialpädagogische Aufgabenstellungen fachlich zu erklären und Themen für die Familienarbeit abzuleiten. Das Verfahren konzentriert sich auf die Bewältigung des Familienalltags und der Kindererziehung sowie auf die damit verbundenen Probleme und Herausforderungen. Biografische Verlaufsmuster und Belastungen der Familienmitglieder werden nur miteinbezogen, wenn sie aktuelle Relevanz aufweisen. Fokus ist nicht das „problematische Kind“ (vgl. Uhlendorff / Cinkl / Marthaler 2008:174f), sondern die „familialen Schwierigkeiten im Bereich der Alltagsbewältigung und der Kindererziehung vor dem Hintergrund des Familien- und Beziehungskonzepts der Eltern oder der Elternteile“ (Uhlendorff / Cinkl / Marthaler 2008:175). Die Sozialpädagogische Familiendiagnostik basiert auf dem Theorem der Lebenswelt als subjektiver Konstruktion sozialer Wirklichkeit, auf der Interaktionstheorie nach Mollenhauer und auf der Theorie von Winkler, die von sozialpädagogischen Problemstellungen im Kontext von Eltern-Kind-Verhältnissen ausgeht (vgl. Uhlendorff / Cinkl / Marthaler 2008:175).

Die Methode wird einerseits dazu genutzt, um im Rahmen des Hilfeplanes eine fachliche Position zu entwickeln, andererseits bietet die Sozialpädagogische Familiendiagnose den Raum dafür, auch konkrete Betreuungsvorschläge direkt an die Familie zu richten.



Die Sozialpädagogische Familiendiagnose ordnet die Fallmerkmale in zwölf Erfahrungsdimensionen ein, die im Rahmen einer Studie durch die systematische Auswertung der Befragung von 77 Familien erarbeitet wurden:



Abbildung 1: 12 Erfahrungsdimensionen in der Sozialpädagogischen Familiendiagnose

Das in der Studie codierte und strukturierte Interviewmaterial wurde für eine Typenbildung auf drei analytischen Ebenen genutzt:

1. Innerhalb dieser Erfahrungsdimensionen bildeten sich anhand der gesammelten Daten verschiedene Deutungsmuster heraus. Ein Beispiel für die insgesamt 45 Selbstdeutungsmuster, die anhand des Interviewmaterials konstruiert wurden:

ERZIEHUNGSKONZEPT	PERFORMANZ	
	Konsequente Umsetzung des Konzepts im Alltag; die Eltern sind mit ihrem Erziehungsverhalten relativ zufrieden	Inkonsequente bzw. ambivalente Umsetzung des Konzepts im Alltag; die Eltern sind mit ihrem eigenen Erziehungsverhalten oder dem des:der Partner:in unzufrieden oder fühlen sich vom:vor Partner:in in der Erziehung wenig unterstützt
Strenger, autoritärer Erziehungsstil: Den Kindern werden Regeln und Strukturen vorgegeben, es werden klarer klare Prinzipien und Grenzen gesetzt, positives Verhalten wird belohnt, negatives Verhalten wird bestraft; wenig Verhandlungsspielraum zwischen Eltern und Kindern	TYP 1	TYP 2
Permissiver Erziehungsstil: verständigungs- und aushandlungsorientiert, autoritäres Vorgeben von Regeln wird vermieden, Verhandlungsspielraum zwischen Kindern und Eltern	TYP 3	TYP 4

Abbildung 2: Beispiel für Selbstdeutungsmuster

2. Zu diesen Deutungsmustern wurden typische eltern- und erwachsenenbezogene Schwierigkeiten und Konfliktthemen konstruiert und inhaltlich beschrieben. Häufiges Beispiel für einen (inneren) Konflikt im Erziehungsstil ist der Wunsch, dem Kind einerseits Grenzen zu setzen und es andererseits gleichzeitig stets glücklich zu wissen.

3. Zu diesen Konfliktthemen wurden Aufgabentypen entwickelt, die entweder das Elternsystem betreffen oder das ganze Familiensystem. Den Aufgabentypen wurden Helfer:innen- und Aufgabenprofile zugeordnet (vgl. Uhlendorff / Cinkl / Marthaler 2008:17–23). Bezogen auf den Erziehungsstil wird beispielsweise versucht, normative Erwartungen und emotionale Fürsorge entsprechend dem Entwicklungsgrad des Kindes auszubalancieren.

Für die Durchführung der Sozialpädagogischen Familiendiagnostik werden die im Haushalt lebenden Familienmitglieder von jeweils zwei Fachkräften interviewt. Die Interviewführung orientiert sich an einem Leitfaden, in dem sowohl Impulsfragen im Sinne eines narrativen Interviews als auch Standardfragen enthalten sind, die erfahrungsgemäß pädagogisch bedeutsame Antworten evozieren. Die Interviews mit den Elternteilen in der Originalstudie dauerten in etwa 45 bis 60 Minuten, die Gespräche mit den Kindern 20 bis 40 Minuten. Die auf Tonband aufgezeichneten Interviews werden anschließend vom Mitarbeiter:innenteam ausgewertet – unter Verzicht auf eine Transkription. Beim Abspielen des Interviews werden alle relevant erscheinenden Mitteilungen und Beobachtungen nach den genannten zwölf Erfahrungsdimensionen protokolliert (vgl. Uhlendorff / Cinkl / Marthaler 2008:175). Nachdem das Interview stichwortartig kategorisiert wurde, folgt das Gespräch mit der Familie zur gemeinsamen Analyse: Die Familienangehörigen werden eingeladen, ihre Selbst- und Problemdeutungsmuster in den Erfahrungsdimensionen eins bis zwölf zu reflektieren. Anschließend findet eine fachliche Einschätzung mithilfe eines Diagnosemanuals statt, das zu jedem der zwölf Dimensionen verschiedene Deutungsmuster („Merkmalsräume“) enthält. Die Selbstaussagen der Familienmitglieder werden in jeder Dimension jeweils einem Deutungsmuster zugeordnet. Nach derartigem Herausarbeiten der zentralen Familienthemen und Problemstellungen folgt der letzte und schwierigste Interpretationsschritt. Er zielt darauf ab, sozialpädagogische Aufgabenstellungen zu entwickeln, mit deren Hilfe eine Verbesserung der Familiensituation zu erwarten ist. Diese Aufgabenstellung wird im anschließenden Hilfeplangespräch mit der Familie besprochen. Im Gegensatz zu anderen Methoden der Sozialpädagogischen Diagnostik unterbleibt bei der Sozialpädagogischen Familiendiagnostik die Ausstellung eines Behandlungsplans. Die Ergebnisse sollen zu einem konstruktiven Aushandlungsprozess zwischen Familienangehörigen und Fachkräften führen, in dem ein Betreuungsplan erarbeitet wird, der die Zustimmung aller Beteiligten findet (vgl. Uhlendorff / Cinkl / Marthaler 2008:175f).

5.5 Systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems – Hollenstein et al.

Die Systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems will Praktiker:innen der Sozialen Arbeit zu befähigen, nachhaltige Problemlösungsprozesse bei Klient:innen, die sich in (bio-)psycho-sozialen Problemlagen befinden, zu unterstützen und zu gestalten. Dazu werden die miteinander interagierenden sozialen, psychologischen, biologischen Systemebenen und diverse Lebensbereiche (Familie, Arbeit, Peers) berücksichtigt (vgl. Hollenstein et al. 2017:7). Theoretisch baut das Konzept auf dem Prinzip „Integration und Lebensführung“ auf. Nach dessen Grundverständnis interveniert Soziale Arbeit an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft und betrachtet Muster der individuellen Lebensführung in Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Strukturen, in die das Individuum womöglich in problematischer Weise eingebunden ist. „Die Theorie geht davon aus, dass Menschen ihr Leben in ihrem je spezifischen individuellen Lebensführungssystem (LFS) führen, das sie im Laufe ihres Lebens innerhalb der ihnen zur Verfügung stehenden Gestaltungsspielräume erschaffen, entwickeln und verändern“ (Hollenstein et al. 2017:8).

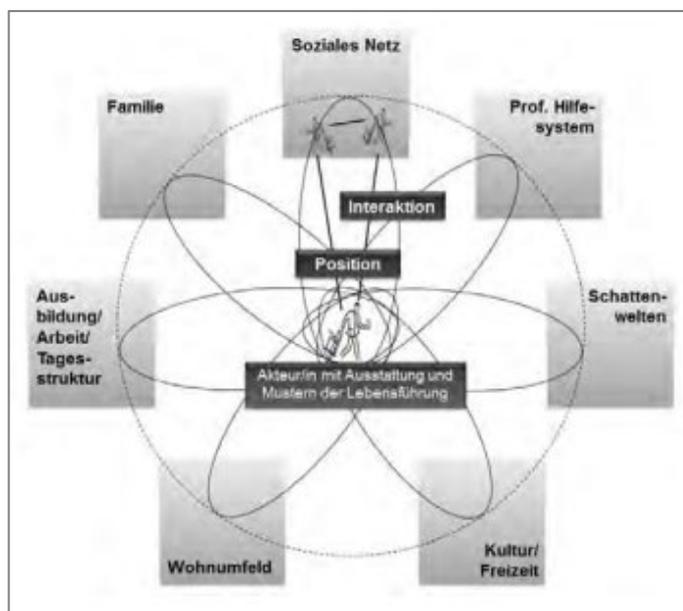


Abbildung 3: Das Lebensführungssystem (Hollenstein et al. 2017:8)

Das individuell realisierte Lebensführungssystem besteht aus der Person mit ihrer individuellen materiellen und immateriellen Ausstattung (z.B. personalen und sozioökonomischen Ressourcen) und den sozialen Systemen (z.B. Familie, Arbeit, Freund:innen), in die die Person über Prozesse der Positionierung (z.B. den Status) und durch Interaktionen integriert ist. Die Person übt durch ihr Handeln permanent Einfluss auf das jeweilige System aus, das wiederum auf das Individuum



einwirkt. Individuum und Soziale Systeme sind daher wechselseitig und dynamisch miteinander verbunden. Dieses Zusammenspiel führt zu einer individuellen Form von Integrationsbedingungen, die sich mit dem Modell des Lebensführungssystems beschreiben und in deren Funktionsweise erklären lassen (vgl. Hollenstein et al. 2017:9).

„Mit Hilfe der Begriffe ‚Integration‘ und ‚Lebensführung‘ können wir rekonstruieren,

(1) was für ein Leben eine Person in den Handlungssystemen, die ihr zugänglich sind, mit den Mitteln und Möglichkeiten, die ihr zur Verfügung stehen, führt,

(2) welche Aufgaben der Lebensbewältigung damit verbunden sind,

(3) was in diesem Lebensführungssystem problematisch ist und

(4) was dazu führen kann, dass sich die problematische Dynamik im Lebensführungssystem verändert und damit eine gelingendere Lebensführung möglich wird.“ (Hollenstein et al. 2017:9)

Die Datenerhebung in der systemisch-biografischen Diagnostik erfolgt jedenfalls in Form eines biografischen Interviews (siehe Kapitel biografisches Interview). Dieses wird als Audiofile oder audiovisuell aufgezeichnet. Für die Auswertung beschreiben Hollenstein et al. unterschiedliche Varianten. Beispielsweise wird die Analyse des Transkripts oder der Aufzeichnung entlang orientierungsgebender Fragen oder hermeneutisch-rekonstruktiv bewerkstelligt. Abgesehen davon ist die Auswertung mit oder ohne fallzuständige bzw. fallführende Personen durchführbar (vgl. Hollenstein et al. 2017:10ff). In der Praxis besonders gut zu realisieren scheint das Verfahren „Video-/Tondatei anhand orientierungsleitender Fragen“ (vgl. Hollensteiner et al. 2017:59–64).

Für die Durchführung dieses Verfahrens sind eine Stunde für die Einschulung des Teams in das Konzept, ein bis zwei Stunden für die Durchführung des Interviews, weitere ein bis zwei Stunden für das Anhören bzw. Ansehen des Materials und schließlich zwei bis drei Stunden für die Datenauswertung im Team einzuplanen. Das Interview wird von der fallführenden Person oder einem anderen Teammitglied durchgeführt, die fallführende Person ist jedenfalls am Verfahren beteiligt. Das Auswertungsteam besteht gewöhnlich aus zwei bis sechs Personen, wobei die Empfehlung lautet, mindestens ein Mitglied möge mit der Theorie der systemisch-biografischen Diagnostik vertraut sein. Diese kundige Person übernimmt idealerweise – sofern sie nicht das Interview durchgeführt hat – die Moderation. Ausschlaggebend bei allen Methoden der systemisch-biografischen Diagnostik ist es, sich unvoreingenommen auf den Fall einzulassen (vgl. Hollensteiner et al. 2017:59f).

Hollenstein et al. schlagen vor, die verschiedenen für den Fall relevanten Handlungssysteme auf einzelne Teammitglieder zu verteilen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, verschiedene Blickpunkte auf die Teammitglieder zu übertragen, wie „personenbezogene Aspekte des LFS“, „systembezogene und integrative Aspekte innerhalb der Lebensbereiche“ und „wechselwirkende, verwobene Prozesse im gesamten LFS“. Die Teammitglieder notieren individuell zentrale Aussagen, Ereignisse, Themen und erste Hypothesen zu dem jeweiligen Handlungssystem auf

Moderationskarten. Dabei stehen insbesondere solche Muster im Mittelpunkt, die handlungssystemspezifisch oder -übergreifend scheinen. Zur Unterstützung der Datenauswertung dienen eine Reihe von orientierungsleitenden Fragen, die dabei behilflich sind, den Blick gezielt auf das Lebensführungssystem zu richten und Hypothesen zu formulieren. Gefragt wird beispielsweise nach Bedürfnissen, die mithilfe des Materials sichtbar werden, nach Lebensbereichen, in denen der:die Klient:in selbstwirksam ist, oder nach zirkulären Prozessen zwischen den Menschen in einem Lebensbereich (vgl. Hollenstein et al. 2017:61). Anschließend präsentieren die Teammitglieder die aus ihrer Sicht zentralen Aussagen, Hypothesen und Themen des Interviews. Einbezogen werden außerdem „objektive“ Daten wie einschneidende, kritische Lebensereignisse (z.B. mittels Zeitstrahl). Nun diskutiert das Team Thesen zu Mustern, Ordnungen und Problemdynamiken im Lebensführungssystem. Gefragt wird etwa, „[w]elche dominanten, prägenden Interaktionsmuster [. . .] sich in mehreren Lebensbereichen“ zeigen oder wo „Krisen der Lebensführung erkennbar“ sind (Hollenstein et al. 2017:64). Schließlich werden ein bis zwei zentrale Hypothesen zur Falldynamik formuliert und einer Überschrift unterstellt, wobei sich auch weitere Hypothesen bilden und festhalten lassen (vgl. Hollenstein et al. 2017:60–64).

Die Auswertungsergebnisse werden in einer sog. „Systemmodellierung“ als Wirkdiagramm visualisiert, das in weiterer Folge dem:der Klient:in vorgestellt wird.

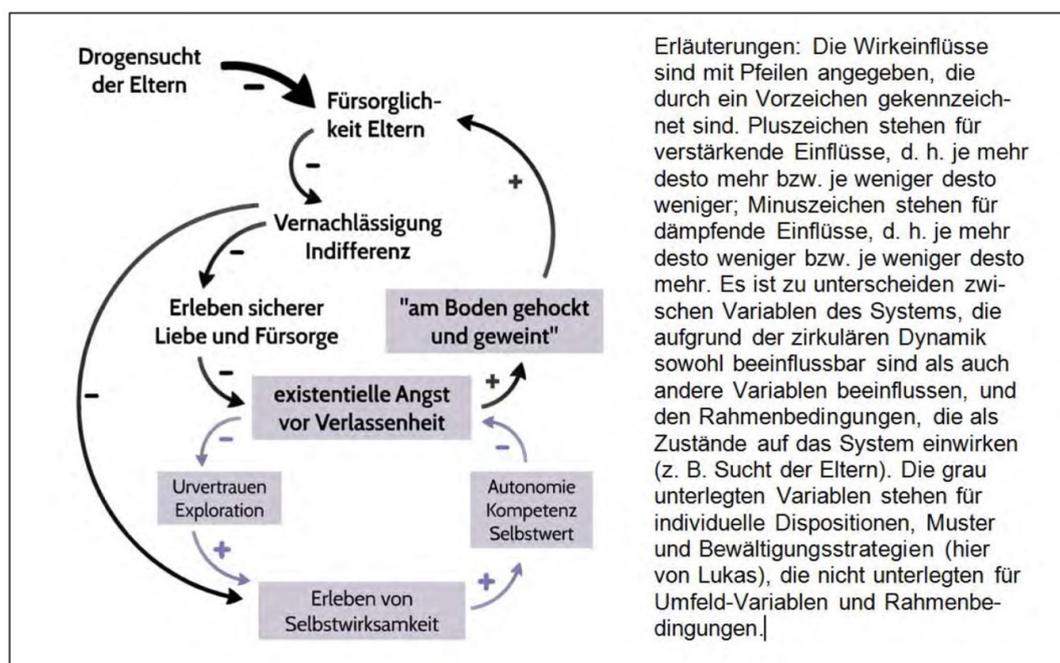


Abbildung 4: Exemplarische Abbildung der Entstehung der Problemdynamik eines Klienten in Hollenstein et al. 2017:23

„Je nach Verfahren erfolgt dieser Schritt durch die Interviewerin, den Verfahrensexperten oder eine Vertreterin des Auswertungsteams unter Beisein des fallführenden Sozialarbeitenden“ (Hollenstein

et al. 2017:24). Die Systemmodellierung erfährt eine Anpassung entsprechend den Rückmeldungen des:der Klientin. Anschließend unterzieht sich das Validierungsgespräch mit dem:der Klient:in einer Reflexion im Auswertungsteam. Dort werden „Ansatzpunkte für die Interventionsplanung und Bedarfe für eine Fallbesprechung eruiert“ (Hollenstein et al. 2017:24), wobei die Autor:innen betonen, dass die Interventionsplanung kooperativ mit dem:der Klient:in zu gestalten ist (vgl. Hollenstein et al. 2017:25).

5.6 Das biografische Interview über kritische Lebensereignisse

Der Diplompädagoge und Soziologe Norbert Herriger, der für seine Publikationen zu Empowerment bekannt ist, stellt eine Variante des biografischen Interviews vor, in dem auf kritische Lebensereignisse fokussiert wird. Ausgangspunkt dieser Variation der „Lebensreise“ ist die Lebensphase „vor dem Eintreten einer einschneidenden Lebensveränderung (Statuspassage oder kritisches Lebensereignis)“. Die weiteren „Stationen“ sind die „Zeit des Eintretens“ des fokussierten Ereignisses, die Zeit der durch das Ereignis bedingten Belastungen und die Zeit der Bearbeitung der Herausforderungen (Bewältigungsversuche). Das Interview endet mit einer „Thematisierung der subjektiven Zukunftsperspektiven“ (Herriger o.J.:9).

Herriger unterscheidet demnach fünf Stationen der Lebensreise (o.J.a:2f):

Station der Lebensreise	Inhalte
Vorbereitungszeit	„Das alte Lebens-Gleichgewicht“: die Zeit unmittelbar vor dem Eintreten des kritischen Ereignisses
Krisenzeit	„Ereignisgeschichte“: die akute Krisenzeit, in der sich das Leben änderte; subjektive Erzählung über die Umstände des Ereignisses, der belastenden Lebensveränderung
Belastungszeit	mit der Krise verbundene Belastungen
Bearbeitungszeit	Bewältigungsstrategien und soziale Unterstützung bis zur Gegenwart
Gegenwart und Zukunft	abschließende Bilanz: positive Lebensveränderungen, fortbestehende Belastungen, offene und zukünftige Bearbeitungsaufgaben

Tabelle 7: Stationen der Lebensreise (Herriger o.J.:2f)

Der Autor beschreibt in seinen Materialien zu Biografieforschung sehr ausführlich spezifische (Nach-)Fragen an Eltern von Kindern mit Behinderungen rund um deren Geburt und das Familienleben. Darüber hinaus vermittelt er Einblicke in studentische Forschungsarbeiten, die sich dem Krisenerleben und den Bewältigungsstrategien von alleinerziehenden Vätern, von Töchtern chronisch kranker Mütter und Opfern von Stalking widmen (Herriger o.J.a).

5.7 Das Ressourceninterview

In seinen Materialien zu Biografiearbeit stellt Herriger das offene Ressourceninterview nach Schiepek/Cremer (2003, zitiert nach Herriger o.J.b:9) vor. In dieser „offenen Einladung zur Selbstreflexion“ (Herriger o.J.b:9) werden Ressourcen erkundet, die sich Klient:innen im Laufe ihrer Lebensgeschichte und in Zusammenhang mit der aktuell belastenden Lebensphase angeeignet haben. Nach der offenen biografischen Erzählung werden die genannten Ressourcen in differenzierter Weise eingeschätzt und bewertet. Damit Klient:innen eine Erzählung entwickeln, empfiehlt es sich, eingangs Beispiele für Stärken und Ressourcen zu nennen.

Die Erzählaufforderung lautet wie folgt (Herriger o.J.b:9):

„Ressourcen sind Kraftquellen – wie die französische Wurzel dieses Wortes nahe legt, denn ‚source‘ bedeutet ‚Quelle‘. Es sind Quellen, aus denen man all das schöpfen kann, was man zur Gestaltung eines zufriedenstellenden, guten Lebens braucht, was man braucht, um Probleme zu lösen oder mit Schwierigkeiten zurecht zu kommen. Das können sehr verschiedenartige Hilfen sein, denn jeder Mensch ist anders, und jede Situation, jede Herausforderung und Lebensphase braucht andere Ressourcen.

Ressourcen finden wir in uns selber, in persönlichen Fähigkeiten, Eigenschaften, Kompetenzen, Interessen und anderes mehr – wir sprechen hier von ‚personalen Ressourcen‘. Kraftquellen und Unterstützung finden wir aber natürlich auch in Partnern, Freunden, Eltern und anderen wichtigen Menschen in unserer sozialen Umgebung – wir sprechen hier von ‚sozialen Ressourcen‘.

Nehmen Sie sich jetzt ein wenig Zeit. Bitte überlegen Sie: Wenn Sie auf Ihr Leben und auf Ihre Lebensbelastungen in den letzten drei Monaten zurückblicken – was war da für Sie eine Ressource, die Sie haben nutzen können?“

Die genannten Ressourcen werden in einer Tabelle gelistet und anhand von vier Kriterien auf einer Skala beurteilt. Bei den folgenden Kriterien handelt es sich um eine leichte Abwandlung der von Herriger genannten.

Kriterien	Fragestellung
V, vorhanden	Grad der aktuellen Ausprägung der Ressource Auf einer Skala von 1 bis 10: Wie sehr ist diese Ressource vorhanden / für Sie verfügbar?
P, potenziell	Maximum, in dem die Ressource schon einmal zur Verfügung stand Auf einer Skala von 1 bis 10: Was war der höchste Wert, den diese Ressource schon einmal angenommen hat?
Z, Ziel	erwünschte Ausprägung bzw. Ausmaß, in dem die Ressource entwickelt werden soll Auf einer Skala von 1 bis 10: Wohin soll sich diese Ressource innerhalb eines Jahres entwickeln?
R, Relevanz	Am Ende der Beurteilung soll (wieder auf einer Skala von 1 bis 10) eingeschätzt werden, wie wichtig die einzelnen Ressourcen für die anstehenden Bewältigungsaufgaben sind.

Tabelle 8: Beurteilungskriterien der Ressourcen (vgl. Herriger o.J.b)

Nach der Abfrage dieser vier Punkte erhält der:die Klient:in die Gelegenheit, gewünschte Ressourcen zu nennen, die (noch) nicht vorhanden sind.

Beispiel:

Ressource	Ausprägung auf einer Skala von 1 bis 10										R	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
Durchhaltevermögen									V, P			9
Zuversicht								V	P, Z			10
Musik hören							V					3
Mit Mila (Hund) spazieren					V			Z		P		6
Freundin Laura			V			Z	P					7
Chemotherapie									V, P			8
Dr. Meixner (Arzt)						V		P				6
Lange Reise												

6 Ausblick

Das Handbuch stellt die Perspektiven der Verfasser:innen auf Biografische Diagnostik in der Sozialen Arbeit vor. Diese reihen sich in eine phänomenologisch-lebensweltorientierte und sozialkonstruktivistisch-hermeneutische Theorietradition ein. Der Fokus liegt außerdem auf solchen Verfahren, die den Ansprüchen an eine partizipative, sozialökologische, mehrperspektivische und reflexive Orientierung (vgl. Heiner 2013; Pantuček-Eisenbacher 2019) zumindest weitgehend gerecht werden.

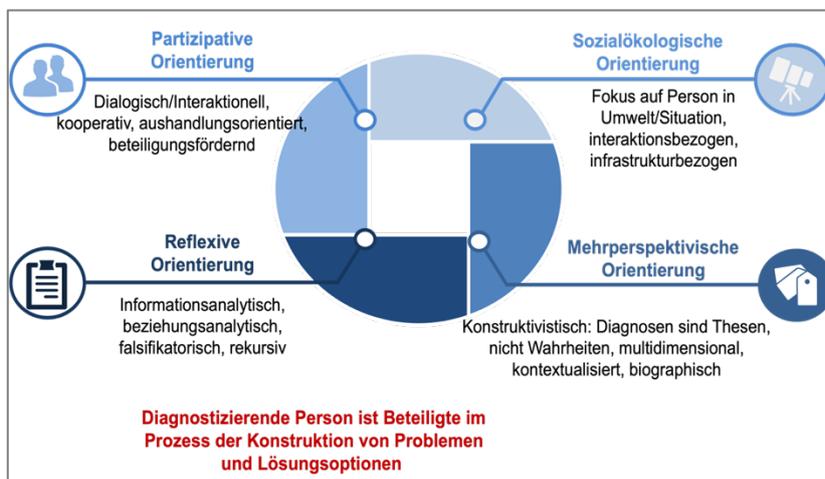


Abbildung 5: Prinzipien sozialer Diagnostik (vgl. Heiner 2013; Pantuček-Eisenbacher 2019)

Die Ausführungen verstehen sich als „sensibilisierende Konzepte“ (Blumer 1940, 1954) für die biografische Diagnostik. Selbstverständlich können Biografien auch vor dem Hintergrund ganz anderer (z.B. psychologischer, pädagogischer) Theorien analysiert und interpretiert werden.

Um die zitierten Autor:innen historisch und sozialräumlich einzuordnen zu können, sind im Anhang prägnante Hinweise zu deren beruflichen Lebensverläufen nachzulesen. Das gesondert bereitgestellte kommentierte Literaturverzeichnis soll zur Vertiefung anregen.

Das Handbuch ist – wie jede sozialarbeiterische und sozialpädagogische Diagnose auch – als Momentaufnahme zu verstehen. Die Leser:innen sind herzlich eingeladen, es zu korrigieren, zu ergänzen und fortzuschreiben.



7 Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter (2006): „Biografizität“ als Schlüsselkompetenz in der Moderne. Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen der Tagung „Das Leben gestalten. Biografisch lernen – Biografisch lehren.“ an der Universität Flensburg. http://freiealtenarbeitgoettingen.de/cms/upload/2_LERNEN/pdf-Dateien/Alheit_Biographizitaet_2006.pdf [08.09.2022]
- Alheit, Peter (2020a): Biografizität. In: Schinkel, Sebastian / Hösel, Fanny / Köhler, Sina-Mareen / König, Alexandra / Schilling, Elisabeth / Schreiber, Julia / Soremski, Regina / Zschach, Maren: Zeit im Lebensverlauf. Bielefeld: transcript Verlag, 87–92. https://www.researchgate.net/publication/350246225_Biografizitaet [04.01.2023]
- Alheit, Peter (2020b): Biographie und „modernisierte Moderne“: Überlegungen zum vorgeblichen „Zerfall“ des Sozialen. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, Heft 1/2000, 151–165. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/28068> [04.01.2023]
- Apitzsch, Ursula (2018): Biographieforschung und Kritische Theorie. In: Lutz, Helma / Schiebel, Martina / Tuider, Elisabeth (Hrsg.) (2018): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 11–21.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2001): Das Zeitalter des „eigenen Lebens“. Individualisierung als „paradoxe Sozialstruktur“ und andere offene Fragen. In: Politik und Zeitgeschichte, 29/2001, 3–6. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/26127/das-zeitalter-des-eigenen-lebens/> [15.11.2023]
- Blumer, Herbert (1940): The problem of the concept in social psychology. In: American Journal of Sociology, 45(5), 707–719.
- Blumer, Herbert (1954): What's Wrong with Social Theory? In: American Sociological Review, 3–10.
- Böhnisch, Lothar (2019): Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit. 2. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Breckner, Roswitha (2001): Leben in polarisierten Welten. Zum Verhältnis von Migration und Biografie im Ost-West-Europäischen Migrationsfeld. 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Bukow, Wolf-Dietrich / Spindler, Susanne (2012): Fallstricke einer biographischen Hinwendung zum Subjekt in Forschungsprozessen. In: Schimpf, Elke / Stehr, Johannes (Hrsg.) (2012): Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag, 275–289.
- Buttner, Peter / Gahleitner, Silke B. / Hochuli Freund, Ursula / Röh, Dieter (Hrsg.) (2018): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven und Konzepte für die Soziale Arbeit. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für private und öffentliche Fürsorge e.V.
- Corsten, Michael (2020): Lebenslauf und Sozialisation. Wiesbaden: Springer VS.
- Dausien, Bettina (2005): Biografieorientierung in der Sozialen Arbeit. In: Sozialextra, November 2005, 6–11.



- Dellemann, Sylvia / Kaya, Teresa A.K. / Ramsauer, Erika (2022): Praxishandbuch Biografiearbeit Online. Lebensgeschichten digital begegnen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Deppe, Ulrike (Hrsg.) (2020): Die Arbeit am Selbst. Theorie und Empirie zu Bildungsaufstiegen und exklusiven Karrieren. Wiesbaden: Springer VS.
- Dworschak, Rosa (1956): Der Sozialarbeiter und die Psychoanalyse. In: Aichhorn, Thomas (2014): Rosa Dworschak. Zur Praxis und Theorie der Psychoanalytischen Sozialarbeit. Wien: Eduard Löcker GesmbH, 117–128.
- Dworschak, Rosa (1961): Über die Bedeutung der Bindung des Klienten an den Sozialarbeiter. Unveröffentlichter Vortrag, Wien.
- Dworschak, Rosa (1969): Der Verwahrloste und seine Helfer. Aus der Praxis des Sozialarbeiters. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Engelke Ernst / Borrman, Stefan / Spatschek, Christian (2018): Menschen in ihrer sozialen Umwelt entdecken und unterstützen. Carel Bailey Germain (1916–1995) und Alex Gitterman (* 1938). In: Dieselben: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 7. Auflage. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 337–353.
- Engelke Ernst / Borrman, Stefan / Spatschek, Christian (2018): Persönliche und soziale Krisen bewältigen. Lothar Böhnisch (* 1944). In: Dieselben: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 7. Auflage. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 462–476.
- Felden, Heide von (2021): Zeitdimensionen des Biographischen. Narrative Identität – Lern- und Bildungsprozesse – Dritte Lebensphase im Längsschnittdesign. Wiesbaden: Springer VS.
- Fischer, Wolfram / Goblirsch, Martina / Mieth, Ingrid / Riemann, Gerhard (Hrsg.) (2008): Fallverstehen und Fallstudien. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Fischer, Wolfram / Goblirsch, Martina (2018): Narrativ-biografische Diagnostik. In: Buttner, Peter / Gahleitner, Silke B. / Hochuli Freund, Ursula / Röh, Dieter (Hrsg.) (2018): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven und Konzepte für die Soziale Arbeit. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für private und öffentliche Fürsorge e.V., 246–254.
- Gahleitner, Silke Brigitta / Röh, Dieter (2018): Biografie. In: Buttner, Peter / Gahleitner, Silke B. / Hochuli Freund, Ursula / Röh, Dieter (Hrsg.) (2018): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven und Konzepte für die Soziale Arbeit. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für private und öffentliche Fürsorge e.V., 55–63.
- Germain, Carel B. / Gitterman, Alex (1983): Praktische Sozialarbeit. Das ‚Life-Model‘ der sozialen Arbeit. Übersetzt von Beatrix Vogel. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Germain, Carel B. / Gitterman, Alex (1999): Praktische Sozialarbeit. Das ‚Life-Model‘ der sozialen Arbeit. Übersetzt von Beatrix Vogel. 3., völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm (1971): Status Passage. New Brunswick, London: Aldine Transaction.



- Gregor, Joris Anja (2018): Poststrukturalismus und Biographieforschung. In: Lutz, Helma / Schiebel, Martina / Tuiider, Elisabeth (Hrsg.) (2018): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 89–99.
- Griese, Birgit / Griesehop, Hedwig Rosa (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Griese, Birgit / Griesehop, Hedwig Rosa (2011): Zur Relevanz lebensgeschichtlichen Erzählens in der Sozialen Arbeit. In: Griese, Birgit / Griesehop, Hedwig Rosa (2007): Zur Bedeutung lebensgeschichtlicher Erzählungen in der Sozialen Arbeit. Praxis, Theorie, Innovation. Berlin: Berliner Beiträge zu Bildung, Gesundheit und Sozialer Arbeit, 163–175.
- Griesehop, Hedwig Rosa / Rätz, Regina / Völter, Bettina (2012): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (2004): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa.
- Gudjons, Herbert / Wagener-Gudjons, Birgit / Pieper, Marianne (2008): Auf meinen Spuren. Übungen zur Biografiearbeit. Völlig neu überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Haye, Britta / Kleve, Heiko (2006): Systemische Schritte helfender Kommunikation. Sechs-Phasen-Modell für die Falleinschätzung und die Hilfeplanung. In: Kleve, Heiko / Haye, Britta / Hampe-Grosser, Andreas / Müller, Matthias (2006): Systemisches Case Management. Falleinschätzung und Hilfeplanung in der Sozialen Arbeit. Heidelberg: Carl-Auer, 103–125.
- Heiner, Maja (2013): Wege zu einer integrativen Grundlagendiagnostik. In: Gahleitner, Silke B. / Hahn, Gernot / Glemser, Rolf (Hrsg.) (2013): Psychosoziale Diagnostik. Klinische Sozialarbeit: Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung, Band 5. Köln: Psychiatrie Verlag, 18–34.
- Heiner, Maja / Schrapper, Christian (2004): Diagnostisches Fallverstehen in der Sozialen Arbeit. Ein Rahmenkonzept. In: Schrapper, Christian (Hrsg.) (2004): Sozialpädagogische Diagnostik und Fallverstehen in der Jugendhilfe. Anforderungen, Konzepte, Perspektiven, Koblenzer Schriften zur Pädagogik. Weinheim und München: Juventa Verlag, 201–222.
- Herriger, Norbert (o.J. a): Kritische Lebensereignisse und ihre biographische Bewältigung. Forschungsmethodik und Interviewleitfaden
<https://www.empowerment.de/empowerment.de/files/Materialien-8-Biographieforschung.pdf>
 [04.01.2023]
- Herriger, Norbert (o.J. b): Ressourcenorientierte Biografiearbeit. Materialien zu Empowerment.
<https://www.empowerment.de/empowerment.de/files/Materialien-4-Ressourcenorientierte-Biografiearbeit.pdf> [04.01.2023]
- Honer, Anne (2001): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hollenstein, Lea / Sommerfeld, Peter / Dällenbach, Regula / Calzaferri, Raphael / Babic, Sabina (2017): Manual Systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems und Prozessgestaltung.
https://www.soziale-diagnostik.ch/wp-content/uploads/sites/65/2019/11/System.-biograf.-Diagnostik-d.-LFS_Manual.pdf [07.08.2023]



- Hölzle, Christina (2011): Gegenstand und Funktion von Biographiearbeit im Kontext Sozialer Arbeit. In: Hölzle, Christina / Jansen, Irma (Hrsg.) (2011): Ressourcenorientierte Biografiearbeit. Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien, 31–54.
- Hölzle, Christina / Jansen, Irma (Hrsg.) (2011): Ressourcenorientierte Biografiearbeit. Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien.
- Kaya, Teresa A.K. (2023): Von Frau zu Frau. Praxishandbuch Biografiearbeit aus weiblicher Perspektive. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Keupp, Heiner (1999): Postmoderne Identitäten. Vortrag im Rahmen der Tagung „Die Grammatik urbanen Zusammenlebens“ am 9./10.09.1999 an der Universität Köln. https://www.ipp-muenchen.de/texte/postmoderne_identitaeten.pdf [02.01.2023]
- Keupp, Heiner (2005): Patchwork-Identität – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen. Vortrag in Dortmund am 20. Mai 2005. https://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf [02.01.2023]
- Keupp, Heiner (2020): Individualisierte Identitätsarbeit in spätmodernen Gesellschaften. Riskante Chancen zwischen Selbstsorge und Zonen der Verwundbarkeit. In: Deppe, Ulrike (Hrsg.) (2020): Die Arbeit am Selbst. Theorie und Empirie zu Bildungsaufstiegen und exklusiven Karrieren. Wiesbaden: Springer VS, 41–65.
- Kohli, Martin (1987): Normalbiographie und Individualität: zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.) (1987): Technik und sozialer Wandel. Konferenzbericht des 23. Deutschen Soziologentags 1986. Opladen: Westdeutscher Verlag, 432–435. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/19009/ssoar-1987-kohli-normalbiographie_und_individualitat.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-1987-kohli-normalbiographie_und_individualitat.pdf [29.12.2022]
- Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.) (2003): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich, 525–545. <https://www.eui.eu/Documents/DepartmentsCentres/SPS/Profiles/Kohli/InstitutionalisierterLebenslauf.pdf> [03.01.2023]
- Kohli, Martin (2017 [1985]): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 69. Jahrgang, Supplement, 459–524.
- Köttig, Michaela / Rätz-Heinisch, Regina (2005): „Potenziale unterstützen, Verstehen fördern“. Dialogische Biografiearbeit in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Sozialextra, November 2005, 16–20.
- Kraimer, Klaus (2014): Fallrekonstruktive Soziale Arbeit. Ansätze, Methoden, Optionen. Einführung mit Glossar und Bibliografie. Ibbenbüren: Klaus Münstermann Verlag.



- Kraimer, Klaus (Hrsg.) (2000): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Kraimer, Klaus (2000): Die Fallrekonstruktion – Bezüge, Konzepte, Perspektiven. In: Ders. (Hrsg.) (2000): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 23–57.
- Kraus, Björn (2019): Relationaler Konstruktivismus – Relationale Soziale Arbeit. Von der systemisch-konstruktivistischen Lebensweltorientierung zu einer relationalen Theorie der Sozialen Arbeit. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim: Centaurus Verlag & Media UG.
- Lattschar, Birgit / Wiemann, Irmela (2018): Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Grundlagen und Praxis der Biografiearbeit. 5., überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Lindmeier, Christian (2013): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit. 4. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- May, Michael (2008): Alltags-, lebenswelt-, lebenslagen- und lebensbewältigungsorientierte Ansätze. In: Derselbe: Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 41–68.
- Miethe, Ingrid (2014): Biografiearbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis. 2. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Miethe, Ingrid / Fischer, Wolfram / Giebeler, Gabriele / Goblirsch, Martina / Riemann, Gerhard (Hrsg.) (2007): Rekonstruktion und Intervention. Beiträge zur rekonstruktiven Forschung in der Sozialen Arbeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Oevermann, Ulrich / Allert, Tilman / Konau, Elisabeth / Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, 352–433.
- Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hrsg.) (2000): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 58–156.



- Osterhaus, Ingrid (2011): Autobiographisches Erzählen – Risiko oder Chance? Mögliche Wirkungen narrativer Explorationen auf die Erzählperson. Institut für Höhere Studien (IHS): Wien. <https://irihs.ihs.ac.at/id/eprint/2102/1/rs97.pdf> [16.04.2022]
- Pantuček, Peter (1998): Lebensweltorientierte Individualhilfe. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Pantuček-Eisenbacher, Peter (2018): Biografischer Zeitbalken. In: Buttner, Peter / Gahleitner, Silke B. / Hochuli Freund, Ursula / Röh, Dieter (Hrsg.) (2018): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven und Konzept für die Soziale Arbeit. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V., 341–344.
- Pantuček-Eisenbacher, Peter (2019): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. 4. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Richmond, Mary (1907 [1903]): Friendly visiting among the poor. A Handbook for Charity Workers. New York: The Macmillan Company.
- Richmond, Mary (1922): What is Social Case Work? An Introductory Description. London: Forgotten Books.
- Riegler, Anna (2016): Anerkennende Beziehung in der Sozialen Arbeit. Ein Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Riemann, Gerhard (1984): „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“: Zum Umgang psychiatrischer Patienten mit übermächtigen Theorien, die eigenes Selbst betreffen. In: Kohli, Martin / Robert, Günther (Hrsg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 118–141. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/727/ssoar-1984-riemann-na_wenigstens_bereitete_sich_da.pdf [02.01.2023]
- Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie: narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. In: Übergänge: Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, Vol. 19. München: Fink. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/1033/ssoar-1987-riemann-das_fremdwerden_der_eigenen_biographie.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-1987-riemann-das_fremdwerden_der_eigenen_biographie.pdf [04.01.2023]
- Röh, Dieter (2013): Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben. Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Rosa, Hartmut (2012): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2001): Biographische Methode. In: Keupp, Heiner / Weber, Klaus (Hrsg.) (2001): Psychologie. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch Verlag, 266–275. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/5766> [06.01.2023]



- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft, 4(3), 204–227. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/5676> [06.01.2023]
- Rosenthal, Gabriele / Köttig, Michaela / Witte, Nicole / Blezinger, Anne (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 5., aktualisierte und ergänzte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Rosenthal, Gabriele / Loch, Ulrike (2002): Das narrative Interview. In: Schaeffer, Doris / Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.) (2002): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern u.a.: Haupt, 221–232. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57670> [16.04.2022]
- Rosenthal, Gabriele / Köttig, Michaela / Witte, Nicole / Blezinger, Anne (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Ruhe, Hans Georg (2014): Praxishandbuch Biografiearbeit. Methoden, Themen, Felder. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Ryan, Tom / Walker, Rodger (2007): Wo gehöre ich hin? Biografiearbeit mit Kindern und Jugendlichen. Weinheim und München: Juventa.
- Sartre, Jean-Paul (1993): Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Schörmann, Christin (2021a): Biografiearbeit anders denken. Fragmentiertes Erzählen als erzählermöglichende Ressource. In: Sozial Extra, 6/2021, 436–440.
- Schörmann, Christin (2021b): Trauma und biografische Arbeit. Eine biografieanalytische Studie anhand erzählter Lebensgeschichten komplex traumatisierter Erwachsener: Wiesbaden: Springer VS.
- Schulze, Heidrun (2008): Lebensgeschichtliches Erzählen im Kontext von Beratung und Therapie. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 9/2008. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/326/714> [05.08.2023]
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1976): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln. Gemeindemachtforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München: Fink, 159–260. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5635/ssoar-1976-schutze-zur_hervorlockung_und_analyse_von.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-1976-schutze-zur_hervorlockung_und_analyse_von.pdf [04.01.2023]



- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für soziale Arbeit und Sozialpädagogik* 13 (3), 283–293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin (Hrsg.) (1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart: Metzler, 78–117.
- Schütze, Fritz (2015): Biografische Beratung und biografische Arbeit. In: *Wörterbuch Rekonstruktive Soziale Arbeit*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Bude, 1–6. https://www.pedocs.de/volltexte/2021/23264/pdf/Schuetze_2015_Biografische_Beratung.pdf [14.11.2023]
- Thiersch, Hans / Grunwald, Klaus / Köngeter, Stefan (2002): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.) (2002): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Opladen: Leske + Budrich, 161–178.
- Uhlendorff, Uwe (2001): *Sozialpädagogische Diagnosen III. Ein sozialpädagogisch-hermeneutisches Diagnoseverfahren für die Hilfeplanung*. 2. Auflage. Weinheim und München: Juventa.
- Uhlendorff, Uwe (2022): *Methoden Sozialpädagogischen Fallverstehens in der Sozialen Arbeit. Ein Grundkurs*. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Uhlendorff, Uwe / Cinkl, Stefan / Marthaler, Thomas (2008): *Sozialpädagogische Familiendiagnosen. Deutungsmuster familiärer Belastungssituationen und erzieherischer Notlagen in der Jugendhilfe*. 2. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Veith, Hermann (2010): Das Konzept der balancierenden Identität von Lothar Krappmann. In: Jörissen, Benjamin / Zirfas, Jörg (Hrsg.) (2010): *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 179-202.
- Voß, Günter G. (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. Sonderdruck aus: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Bildungsforschung*. 31. Jahrgang. https://www.researchgate.net/publication/272179334_Die_Entgrenzung_von_Arbeit_und_Arbeitskraft_Eine_subjektorientierte_Interpretation_des_Wandels_der_Arbeit [02.11.2023]
- Völzke, Reinhard (2005): Erzählen – Brückenschlag zwischen Leben und Lernen. Angeleitete biografisch-narrative Kommunikation in Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. In: *Sozialextra*, November 2005, 12–15.
- Wiemann, Irmela / Lattschar, Birgit (2019): *Schwierige Lebensthemen für Kinder in leicht verständliche Worte fassen. Schreibwerkstatt Biografiearbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Zymner, Rüdiger (2022): Biographie als Gattung. In: Klein, Christian (Hrsg.) (2022): *Handbuch Biografie. Methoden, Traditionen, Theorien*. 2. Auflage. Stuttgart: J.B. Metzler, 11–16.

Kettenzitate

- Ackermann, Friedhelm (1995): Qualitative Forschung und Professionalisierung Sozialer Arbeit. In: *Rundbrief Gilde Soziale Arbeit GiSA*, 2/1995, 43–59.



- Alheit, Peter (1994): Das narrative Interview. Eine Einführung. Voksenpaedagogisk Teoriudvikling, Arbejdstekster, Nr. 11. Roskilde: Roskilde Universitetscenter.
- Baer, Udo (2005): Das ungeliebte Leben und Viktor von Weizsäckers anthropologische Medizin. In: Therapie kreativ, 3/2005, 3–15.
- Bartmann, Sylke (2006): Flüchten oder bleiben? Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Migranten im Nationalsozialismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Binswanger, Ludwig (1955 [1931]): Geschehnis und Erlebnis. In: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Band 2. Berlin: Francke.
- Böhnisch, Lothar (2012a): Sozialpädagogik des Lebensalters. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2012b): Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.) (2012): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, 219–233.
- Bohnsack, Ralf (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Bormann, Regina (2001): Raum, Zeit, Identität. Sozialtheoretische Verortungen kultureller Prozesse. Opladen: Leske + Budrich.
- Buschmeyer, Hermann (1990): Begriff des biografischen Lernens. In: Buschmeyer, Hermann / Behrens-Cobet, Heidi: Biographisches Lernen. Erfahrungen und Reflexionen. Soest: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung, 15–20.
- Dausien, Bettina / Rothe, Daniela / Schwendowius, Dorothee (2016): Teilhabe und Ausgrenzung als biographische Erfahrung. Einführung in eine biographiewissenschaftliche Analyseperspektive. In: Dausien, Bettina / Rothe, Daniela / Schwendowius, Dorothee (Hrsg.) (2016): Bildungswege. Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung. Frankfurt, New York: Campus 25–67.
- Detka, Carsten (2005): Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews. In: ZBBS Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 2/2005, 351–364.
- Döbert, Rainer / Habermas, Jürgen / Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.). (1980): Entwicklung des Ichs. Königstein/Taunus: Athenäum.
- Erikson, Erik H. (1959): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Erikson, Erik H. (1966): Identität und Lebenszyklus. 2. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Erikson, Erik H. (1974): Dimensionen einer neuen Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fuchs, Peter (1983): Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: Soziale Welt 34, 341–371.
- Gergen, Kenneth J. / Gergen, Mary M. (1988): Narrative and the self as relationship. In: Berkowitz, Leonard (Editor): Advances in experimental social psychology. Vol. 21, New York: Academic Press, 17–56.



- Giebeler, Cornelia (2007): Perspektivenwechsel in der Fallarbeit und Fallanalyse. In: Fischer, Wolfram / Goblirsch, Martina / Miethe, Ingrid / Riemann, Gerhard (Hrsg.) (2007): Fallverstehen und Fallstudien. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 9–22.
- Gross, Peter (1985): Bastelmentalität: Ein „postmoderner“ Schwebezustand. In: Schmid, Thomas (Hrsg.) (1985): Das pfeifende Schwein. Berlin, 63–84.
- Gülich, Elisabeth (1986): Textsorten in der Kommunikationspraxis. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1986): Kommunikationstypologie. Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen. Düsseldorf: Schwann, 15–46.
- Gurwitsch, Aron (1929): Phänomenologie der Thematik des reinen Ich. In: Psychologische Forschung, Band 12, 19–381.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Religion. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (1988): Kultur und Alltag. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co, 49–60.
- Hahn, Alois (2000): Konstruktion des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hanses, Andreas (1996): Epilepsie als biographische Konstruktion. Eine Analyse von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten. Bremen: Donat.
- Hanses, Andreas (2000): Biographische Diagnostik in der Sozialen Arbeit. Über die Notwendigkeit eines hermeneutischen Fallverstehens im institutionellen Kontext. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 4/2000, 357–379.
- Hanses, Andreas / Homfeld, Hans Günther (2009): Biografisierung der Lebensalter in Zeiten eines sich transformierenden Wohlfahrtsstaates. Herausforderungen und Optionen für die Soziale Arbeit. In: Kessler, Fabian / Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (2009): Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? Zeitdiagnosen, Problematisierungen und Perspektiven. Weinheim: Juventa, 149–164.
- Kallmeyer, Werner / Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hrsg.) (1977): Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske, 159–274.
- Kohli, Martin (1983): Biographieforschung im deutschsprachigen Raum. ASI-News 6, Beiheft „Qualitative Ansätze in der Forschungspraxis“, 5–32.
- Krappmann, Lothar (1969): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Klett.
- Kraus, Wolfgang (1996): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion des Selbst in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Kraus, Wolfgang (1999): Identität als Narration. Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten. <https://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm> [05.08.2023]



- Labov, William / Waletzky, Joshua (1973): Erzählanalyse: mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, Jens (Hrsg.) (1973): Literaturwissenschaft und Linguistik. Band 2. Frankfurt: Athenäum, 78–126.
- Leitner, Hartmann (1990): Die temporale Logik der Autobiographie. In: Sparr, Walter (Hrsg.) (1990): Wer schreibt meine Lebensgeschichte. Biographie, Autobiographie und Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 315-359.
- Lindmeier, Christian (2006): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit. Weinheim und München: Beltz Juventa.
- Loch, Ulrike (2007): Gesellschaftliche Konstituiertheit von Gewalterfahrungen und ihren Sinnzuschreibungen. Folgen für die Soziale Arbeit. In: Miethe, Ingrid / Fischer, Wolfram / Giebeler, Gabriele / Goblirsch, Martina / Riemann, Gerhard (Hrsg.) (2007): Rekonstruktion und Intervention. Beiträge zur rekonstruktiven Forschung in der Sozialen Arbeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 201–211.
- Luckmann, Thomas (1991): Die unsichtbare Religion. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marbach, Jan (1987): Das Familienzyklusmodell in der Lebenslaufforschung. In: Voges, Wolfgang (Hrsg.) (1987): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, 367–388.
- Marx, Karl (1971): Die Frühschriften. Stuttgart: Kröner Verlag.
- Oevermann, Ulrich (1988): Eine exemplarische Studie zum Typus verwissenschaftlichter Identitätsformation. In: Brose, Hans-Georg / Hildenbrand, Bruno (Hrsg.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich, 243–286.
- Polkinghorne, Donald (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein. In: Straub, Jürgen (Hrsg.) (1998): Erzählung, Identität und Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 12–45.
- Reichert, Jo (1994): Von Gipfeln und Tälern. Bemerkungen zu einigen Gefahren, die den objektiven Hermeneuten erwarten. In: Garz, Detlef (Hrsg.) (1994): Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der Objektiven Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 125–152.
- Rheinheimer, Martin (2001): Lebenslauf, Generation und Identität als Herausforderung der Geschichte. In: Ders. (Hrsg.) (2001): Der Durchgang durch die Welt. Lebenslauf, Generation und Identität in der Neuzeit, Neumünster: De Gruyter, 7–20.
- Richmond, Mary E. (1930): The Long View. Papers and Addresses by Mary E. Richmond. Selected and edited by Joanna C. Colcord and Ruth Z.S. Mann. New York: Russell Sage Foundation.
- Ricoeur, Paul (1987): Narrative Identität. In: Ricoeur, Paul (Hrsg.) (1987): Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999). Übersetzt und herausgegeben von Peter Welsen. Hamburg: Felix Meiner, 209–225.
- Ricoeur, Paul (1990): Narrative Identity. In: Wood, David (Editor): On Paul Ricoeur. Narrative and Interpretation. London, New York: Routledge.
- Ricoeur, Paul (1991): Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit. München: Fink.

- Ricoeur, Paul (1996): Das Selbst als ein Anderer. München: Fink.
- Ricoeur, Paul (2006): Wege der Anerkennung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosenthal, Gabriele (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2003): Spuren der Traumatisierung in biographischen Texten. Vortrag auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung an der Universität zu Köln. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Rosenthal, Gabriele (1999): Sexuelle Gewalt in Kriegs- und Verfolgungszeiten. Biographische und transgenerationelle Spätfolgen bei Überlebenden der Shoah, ihren Kindern und EnkelInnen. In: Fröse, Marlies W. / Volpp-Teuscher, Ina (Hrsg.) (1999): Krieg, Geschlecht und Traumatisierung. Erfahrungen und Reflexionen in der Arbeit mit traumatisierten Frauen in Kriegs- und Krisengebieten. Berlin: IKO-Verlag, 25–56.
- Schütze, Fritz (2016): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Schütze, Fritz (Hrsg.): (2016) Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 117–149.
- Terhart, Ewald (2003): Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München: Beltz Juventa, 27–42.
- Thiersch, Hans (2002): Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim und München: Beltz Juventa.
- Weizsäcker, Viktor von (1956): Pathosophie. Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht.#



8 Kurzbiografien der zitierten Autor:innen

Peter Alheit,

geboren 1946 in Naumburg/Deutschland, studierte Theologie, Philosophie, Soziologie und Pädagogik in Bielefeld, Göttingen, München, Marburg, Toronto und Kassel. Er lehrte an Universitäten in Deutschland, Großbritannien, Italien, Griechenland, Dänemark, Brasilien, China, Thailand. Alheit leistete wesentliche Beiträge zur Biografietheorie, forschte zu Biografie und Mentalität und etablierte den Begriff der Biografizität. Gleichzeitig betrieb er international vergleichende Bildungsforschung und gründete das Institut für Angewandte Biografie- und Lebensweltforschung der Universität Bremen mit. Der Autor ist außerdem Experte für Analysen zu Folgen des demografischen Wandels in (post-)modernen westlichen Gesellschaften, für Umbrüche in der Arbeitsgesellschaft und für Zivilisationsprozesse in Transformationsgesellschaften. Vor seiner Emeritierung hatte er einen Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik mit dem Schwerpunkt außerschulische Pädagogik inne.

Lebenslauf: <https://www.uni-goettingen.de/de/document/download/f53646f378a86e2271f3936a729c2a98.pdf/Professional%20curriculum%20vitae.pdf>

Publikationsliste: https://www.uni-goettingen.de/de/document/download/bdba51d062d6067f21db006ae0c1327e.pdf/Alheit_PUB-FORT-verkehrt_12.07.22.pdf

Ulrich Beck,

geboren 1944 im heutigen Slupsk/Polen, gestorben 2015 in München/Deutschland, studierte Soziologie, Philosophie, Psychologie und Politische Wissenschaft. Er promovierte und habilitierte an der Universität München und lehrte u.a. in Deutschland, Großbritannien und Frankreich. Ulrich Beck wurde mit seinem Buch „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“ international und über akademische Kreise hinaus bekannt, das Werk zählt aus Sicht der Internationalen Gesellschaft der Soziologie zu einem der 20 Jahrhundertwerke der Soziologie. Schwerpunkt seiner Arbeiten sind globalgesellschaftliche Phänomene und Zusammenhänge. Seine Theorien der „entgrenzten Risikogesellschaft“, der „reflexiven Moderne“ und der „Individualisierung“ werden bis heute auch außerhalb der Soziologie rezipiert. Becks Publikationen wurden ausgezeichnet und er erhielt zahlreiche Ehrendoktorwürden. Bis zu seinem Tod war der Autor mit der Familiensoziologin Elisabeth Beck-Gernsheim verheiratet.

Umfassende Informationen zum Werk von Ulrich Beck bietet das Archiv der Universität München: <https://webarchiv-ulrich-beck.sociologie.uni-muenchen.de/biography/>



Liste der soziologischen Jahrhundertwerke der International Association of Sociology:
https://web.archive.org/web/201509181110125/http://www.isa-sociology.org/books/vt/bkv_000.htm

Lothar Böhnisch,

geboren 1944 in Trutnov/Tschechien, studierte Geschichte, Volkswirtschaft und Soziologie in Würzburg und München. Er arbeitete zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, später als Abteilungsleiter und schließlich als kommissarischer Direktor am Deutschen Jugendinstitut in München. Daneben promovierte er über „Politische Dimensionen sozialpädagogischer Analyse“ an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, wo er 1982 mit einer Arbeit zum Sozialstaat und seiner Pädagogik habilitierte. Böhnisch baute an der Universität Tübingen einen Schwerpunkt zu Landjugend- und Regionalforschung auf, bevor er zum Professor für Sozialpädagogik und Sozialisation der Lebensalter an die Technische Universität Dresden berufen wurde. Der Autor leitete zahlreiche Projekte im Bereich der Burschen- und Männerforschung und entwickelte den Lebensbewältigungsansatz. 2009 wurde Böhnisch emeritiert, seit 2008 ist er Kontraktprofessor an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Bozen. Darüber hinaus hat er nach wie vor Lehraufträge in Wien, Graz und Bologna.

Quellen:

Engelke, Ernst / Borrmann, Stefan / Spatschek, Christian (2018): Persönliche und gesellschaftliche Krisen bewältigen. Lothar Böhnisch (* 1944). In: Engelke, Ernst / Borrmann, Stefan / Spatschek, Christian: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 7. Auflage, Freiburg im Breisgau: Lambertus, 462–476.

Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen (2019): Theorien Sozialer Arbeit. Lothar Böhnisch. <https://www.theorien-sozialer-arbeit.de/single-theoretiker/?tid=29> [05.08.2023]

Bettina Dausien,

geboren 1957 in Halle an der Saale/Deutschland, studierte Psychologie, Sozialwissenschaft und Weiterbildung. Sie promovierte an der Universität Bremen und habilitierte an der Universität Bielefeld mit Arbeiten zu Biografie, Sozialisation und Geschlecht. Dausien lehrte und forschte in Deutschland, Griechenland, Österreich, Schweden und in der Schweiz. Von 2009 bis zu ihrer Emeritierung hatte sie eine Professur für Pädagogik der Lebensalter am Institut für Bildungswissenschaft der Universität Wien inne. Dausiens Expertise umfasst Themen wie Bildung im Lebenslauf und „lifelong learning“-Theorien und Methoden der Biografieforschung, Methodologien interpretativer Sozialforschung, qualitative Sozialisations- und Bildungsforschung, sozial- und erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung, Professionalisierung in pädagogischen Berufen und pädagogische Biografiearbeit.



Lebenslauf: <https://web.archive.org/web/20100619094017/http://www.dieuniversitaet-online.at/professuren/curricula-vitae/beitrag/news/univ-prof-dr-bettina-dausien/80.html>

Publikationsliste: <https://bildungswissenschaft.univie.ac.at/biographie-bildung-und-gesellschaft/team/dausien-bettina/publikationen/>

Arnulf Deppermann,

geboren 1950, war nach seinem Studium der Deutschen Philologie und Philosophie als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität Freiburg und am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Universität Frankfurt am Main tätig. Er dissertierte 1997 und habilitierte 2004 zu Semantik und Grammatik aus gesprächsanalytischer Sicht. Aktuell ist er Professor für germanistische Linguistik und Leiter der Abteilung „Pragmatik“ und des Programmbereichs „Interaktion“ an der Universität Mannheim.

Er forscht zu Bedeutungskonstitution, Verstehen und Intersubjektivität in der Interaktion, Erzählen und Identität im Gespräch, therapeutischer Kommunikation und wirkt an der Weiterentwicklung der konversationsanalytischen Methodik mit.

Quellen:

Deutscher Germanistenverband (2019): https://www.germanistenverzeichnis.phil.uni-erlangen.de/institutlisten/files/de/06300_de/6376_de.html [15.11.2023]

Leibniz Institut für deutsche Sprache (o.J.): Prof. Dr. Arnulf Deppermann. <https://www.ids-mannheim.de/prag/personal/deppermann/> [15.11.2023]

Heide von Felden

studierte von 1974 bis 1981 Germanistik, Sozialwissenschaft und Erziehungswissenschaft für das Lehramt an Gymnasien. Sie war viele Jahre lang als selbstständige Dozentin in der wissenschaftlichen Weiterbildung und als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Sozialwissenschaften an den Universitäten Oldenburg und Dortmund tätig. 1992 promovierte sie in Historischer Erziehungswissenschaft. In ihrer Habilitation im Fach Erziehungswissenschaft widmete sie sich der Verknüpfung von Bildungs- und Biografie- und Genderforschung. Von 2003 bis zu ihrer Pensionierung war sie Universitätsprofessorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung an der Universität Mainz.

Quelle:

Von Felden, Heide (o. J.): Curriculum Vitae. <http://vonfelden.de/curriculum-vitae-univ-prof-in-dr-heide-von-felden/> [05.08.2023]



Carel Bailey Germain,

geboren 1916 in San Francisco/USA, gestorben 1995 in Avon/Connecticut, USA, schloss zunächst 1937 das Studium der Wirtschaftswissenschaften an der University of California ab und arbeitete zwischen 1937 und 1947 in Wohlfahrtsbehörden. Nach der Erziehung ihrer Kinder graduierte sie 1961 an der School of Social Work der Columbia University in New York. Mit diesem Masterabschluss nahm sie ihre Lehr- und Publikationstätigkeit auf. Ab 1971 arbeitete Germain eng mit ihrem Kollegen Alex Gitterman zusammen, die beiden entwickelten gemeinsam das „Life Model“. Nach Professuren an der University of Maryland und an der Columbia University in New York wechselte sie schließlich an die School of Social Work der University of Connecticut. Auch nach ihrer Emeritierung im Jahr 1987 publizierte sie zu ihrer sozialökologischen Theorie.

Quellen:

Engelke, Ernst / Borrmann, Stefan / Spatschek, Christian (2018): Menschen in ihrer sozialen Umwelt entdecken und unterstützen. Carel Bailey Germain (1916–1995) und Alex Gitterman (* 1938). In: Engelke, Ernst / Borrmann, Stefan / Spatschek, Christian: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 7. Auflage, Freiburg im Breisgau: Lambertus, 337–353

Alex Gitterman,

geboren 1938 in Polen, überlebte mit seiner Mutter den Holocaust, sein Vater wurde in einem Konzentrationslager getötet. Im Alter von acht Jahren emigrierte er mit seiner Mutter in die USA. Gitterman studierte Soziologie an der Rutgers State University of New Jersey. In dieser Zeit entdeckte er sein Interesse an der Arbeit mit straffälligen Jugendlichen und arbeitete mit diesen in Gemeinwesenzentren in der Bronx. Nach dem Bachelorabschluss absolvierte er ein Masterstudium in Sozialer Gruppenarbeit am Hunter College in New York, 1972 promovierte er in Soziologie am Teachers College der Columbia University. Ab 1966 war er an der School of Social Work der University of Connecticut tätig, wo er mit Carel Bailey Germain zusammenarbeitete. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im ökologischen Ansatz der Sozialen Arbeit, in der Sozialen Gruppenarbeit, der Sozialen Arbeit mit Selbsthilfegruppen, dem interkulturellen Arbeiten und der Förderung Sozialer Gerechtigkeit. Seit 2000 ist Gitterman emeritiert, lehrt jedoch weiterhin.

Quellen:

Engelke, Ernst / Borrmann, Stefan / Spatschek, Christian (2018): Menschen in ihrer sozialen Umwelt entdecken und unterstützen. Carel Bailey Germain (1916–1995) und Alex Gitterman (* 1938). In: Engelke, Ernst / Borrmann, Stefan / Spatschek, Christian: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 7. Auflage, Freiburg im Breisgau: Lambertus, 337–353.



University of Connecticut, School of Social Work (o.J.) Alex Gitterman, EdD.
<https://socialwork.uconn.edu/person/alex-gitterman-edd/> [05.08.2023]

Birgit Griese,

geboren 1966, ist als Professorin für Forschung und wissenschaftliches Arbeiten an der Hochschule Emden/Leer im Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit tätig. Sie forscht und publiziert zu Rekonstruktiver Sozialer Arbeit, Biografie und Biografischer Fallarbeit.

Hedwig Rosa Griesehop

absolvierte zunächst eine Ausbildung als Erzieherin und studierte in weiterer Folge Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Psychologie. Sie promovierte an der Universität Bremen zu Prozessen biografischer Aneignung von an Multipler Sklerose erkrankten Personen. Griesehop war zunächst Lehrbeauftragte an der Universität Bremen und arbeitet seit 2003 als Professorin für Sozialarbeit mit Schwerpunkt Theorie und Praxis der Methoden Sozialer Arbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Seit 2010 leitet sie außerdem einen internetbasierten Fernstudiengang. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte liegen u.a. in Biografieorientierten Beratungsansätzen, in der Biografie- und Lebensweltforschung, im Fallverstehen und in der Weiterentwicklung sozialpädagogischer Diagnostik und Fallarbeit.

Quelle:

Alice Salomon Hochschule Berlin (o.J.): Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Hedwig Rosa Griesehop.
<https://www.ash-berlin.eu/hochschule/lehrende/professor-innen/prof-dr-hedwig-rosa-griesehop/> [05.08.2023]

Jürgen Habermas,

geboren 1929 in Düsseldorf/Deutschland, ist einer der bekanntesten Vertreter:innen der Frankfurter Schule. Er machte zunächst eine Ausbildung zum Hilfsarzt, um der Hitlerjugend zu entgehen, und gelangte 1944 als Fronthelfer an den Westwall. Nach dem Zweiten Weltkrieg studierte er Philosophie, Psychologie, Deutsche Literatur und Ökonomik an den Universitäten Göttingen, Zürich und Bonn. Nach seiner Promotion arbeitete er zunächst als freier Journalist bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Merkur*. Theodor Adorno lud ihn zur Mitarbeit am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main ein, wo er mit der Kritischen Theorie vertraut wurde. Aufgrund von Differenzen mit Max Horkheimer schloss Habermas seine Habilitation zum Strukturwandel der Öffentlichkeit als einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft an der Philipps-Universität Marburg ab. Nach einer außerordentlichen Professur für Philosophie an der Universität Heidelberg übernahm Habermas den Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie von Horkheimer an der Universität Heidelberg. Sein



Wirkbereich wurde in dieser Zeit immer breiter, neben seiner wissenschaftlichen Arbeit war er auch politisch-publizistisch tätig und wurde zum berühmtesten Vertreter der Kritischen Theorie. Mit seiner Studie „Erkenntnis und Interesse“ wurde Habermas auch außerhalb des deutschsprachigen Raums bekannt. Als Direktor des Max-Planck-Instituts zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg publizierte er u.a. zu „Legitimationsproblemen des Spätkapitalismus“. 1981 wurde sein Hauptwerk „Theorie des kommunikativen Handelns“ veröffentlicht. Im selben Jahr berief ihn die Universität Frankfurt als Professor für Philosophie zurück. Habermas publizierte in weiterer Folge zu Moralbewusstsein und kommunikativem Handeln, zur kommunikationstheoretischen Weiterentwicklung des Vernunftbegriffs und entwickelte eine eigene Rechtsphilosophie und Theorie einer deliberativen Demokratie. Habermas beteiligte sich am sogenannten Historikerstreit, in dem kontroversiell debattiert wurde, ob der Stalinismus mit dem Nationalsozialismus verglichen werden könne. Auch nach seiner Emeritierung 1994 veröffentlichte Habermas Essays zu postnationalen und postkolonialen Konstellationen, zu Gefahren von digitalen Medien für die Demokratie. Seine Positionierungen zur deutschen Wiedervereinigung, zu Einschränkungen im Asylrecht, zum NATO-Einsatz im Kosovo-Krieg und zuletzt auch zum Ukraine-Krieg haben mediale Aufmerksamkeit gefunden. Habermas erhielt für seine Arbeiten und Werke zahlreiche Preise und Ehrendoktorwürden, er gilt als einer der meistrezipierten Gegenwartsphilosoph:innen und -soziolog:innen.

Quellen:

Honneth, Axel (2003): Jürgen Habermas. In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie. Band 2: Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu. 4. Auflage, München: Verlag C.H. Beck, 230–251.

Reinecke, Stefan (2022): Neues Buch von Jürgen Habermas: Diskurs oder Barbarei. TAZ vom 10.09.2022, <https://taz.de/Neues-Buch-von-Juergen-Habermas/!5878340/> [04.08.2023].

Schmidt, Barbara / Zündorf, Irmgard (2016): Biografie Jürgen Habermas. In: LeMO-Biografien, Lebendiges Museum Online, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, <http://www.hdg.de/lemo/biografie/juergen-habermas.html> [04.08.2023].

Martin Kohli,

geboren 1942 in Solothurn/Schweiz, studierte Soziologie und Ökonomie in Genf, Köln und Bern. Er promovierte an der Universität Bern und habilitierte an der Universität Kassel. Kohli lehrte an Universitäten in der Schweiz, in Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Seine Forschungs- und Publikationsschwerpunkte lagen in der Lebenslauf-, Generationen- und Altersforschung. Mit seinem Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs trug er maßgeblich zu einer Verschränkung einer



formalen Perspektive auf Lebensverläufe und einer lebensweltlich biografischen Sichtweise bei. Die von ihm gegründete Kohli-Stiftung möchte die Öffentlichkeit für die Bedeutsamkeit der Soziologie sensibilisieren und fördert soziologische Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten.

Lebenslauf: <https://www.eui.eu/Content-Types-Assets/Uploads/People/CV/kohli-cv.pdf>

Website der Kohli-Stiftung: <https://kohlifoundation.eu/>

Weitere Informationen und Publikationsliste: <https://www.eui.eu/people?id=martin-kohli>

Gabriele Lucius-Hoene,

geboren 1950, studierte Medizin und Psychologie an den Universitäten Mainz, Freiburg und Heidelberg. Sie promovierte 1978 in Medizin und war in Psychiatrischen und Neurologischen Kliniken tätig. 1995 habilitierte sie in Psychologie. Zuletzt war sie bis zu ihrer Pensionierung 2013 als Professorin am Institut für Psychologie der Albert-Ludwig-Universität Freiburg beschäftigt.

Ihre Arbeitsschwerpunkte lagen in der (Krankheits-)Bewältigung und dem Erzählen, der Narrativen Identität, der Narrativen Medizin, der klinischen und linguistischen Erzählforschung.

Quelle:

FRIAS Freiburg Institute for Advanced Studies / Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o.J.): Gabriele Lucius-Hoene. <https://www.frias.uni-freiburg.de/de/das-institut/archiv-frias/irg/fellows/lucius-hoene> [15.11.2023]

Ingrid Miethe,

geboren 1962 in Plauen/DDR, studierte zunächst Medizin. Sie engagierte sich in der Friedensbewegung, weshalb sie in der DDR keine Studienzulassung erhielt und wechselnden Beschäftigungen nachging. Nach dem Mauerfall studierte sie Erziehungswissenschaft, Qualitative Forschungsmethodik und Politikwissenschaft in Berlin. Nach ihrer Promotion arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Es folgten eine Professur für Allgemeine Pädagogik an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt und die Habilitation in Erziehungswissenschaften. Seit 2010 ist sie Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Ihre Funktion als Dekanin am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Universität Gießen legte sie 2022 aufgrund anhaltender Kritik des Fachbereichsrates und eines Budgetdefizits zurück. Miethe forschte zu Frauenbewegungen, zur Bildungsgeschichte in der DDR und zum Verhältnis von Bildung und Sozialer Ungleichheit. Sie beschäftigte sich mit Forschungsethik und ist Mitbegründerin des Netzwerks für Rekonstruktive



Sozialforschung. Sie verfügt über Zusatzqualifikationen in Themenzentrierter Interaktion, Supervision und Systemischer Organisationsberatung.

Quelle:

Justus-Liebig-Universität Gießen (o.J.): Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ingrid Miethe. <https://www.uni-giessen.de/de/fbz/fb03/institutefb03/erziehung/personen/professoren/miethe> [05.08.2023]

Peter Pantuček-Eisenbacher,

geboren 1953 in Wien, ist Diplomsozialarbeiter und Soziologe mit einer Zusatzqualifikation als Supervisor. Er war 15 Jahre lang als Sozialarbeiter am Jugendamt tätig, bevor er eine volle Lehrverpflichtung an der Bundesakademie für Soziale Arbeit in St. Pölten annahm. Der Autor lehrte Methoden Sozialer Arbeit und konzipierte Weiterbildungslehrgänge zu Gemeinwesenorientiertem Sozialmanagement sowie Masterstudiengänge zu Sozialarbeit und Sozialmanagement. Pantuček-Eisenbacher war maßgeblich an der Entwicklung von Fachhochschulstudiengängen für Soziale Arbeit und Sozialpädagogik beteiligt. Er leitete den Masterstudiengang Soziale Arbeit, das Department Soziales und das Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung. Seit 2018 ist er Rektor der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten.

Mit seinen Publikationen zur Lebensweltorientierten Individualhilfe und zu Sozialer Diagnostik hat er wesentlich zur Methodenentwicklung beigetragen.

Quellen:

Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten (o.J.): Peter Pantuček-Eisenbacher. Curriculum Vitae. <https://suttneruni.at/sites/default/files/2017-11/cv.pdf> [15.11.2023]

Peter Pantuček (2013): Zur Person. <http://www.pantucek.com/index.php/person> [15.11.2023]

Mary Richmond,

geboren 1861 in Belleville/Illinois, USA, gestorben 1928 in New York, USA, war eine Begründerin der professionellen Sozialarbeit, Pionierin der Sozialen Einzelfallhilfe und Sozialen Diagnostik. Richmond war nach ihrem High-School-Abschluss mit 16 Jahren als Büroangestellte und Buchhalterin tätig, bevor sie eine Stelle als Assistentin der Finanzleitung in der Baltimore Charity Organization Society (BCOS) annahm. Im Vorfeld dieser Tätigkeit hospitierte sie, um Einblicke in die karitative Tätigkeit dieser Einrichtung für von Armut betroffene Familien zu gewinnen. In weiterer Folge war sie in ihrer Freizeit selbst als ehrenamtliche „Friendly Visitor“ tätig. Richmonds Arbeitsweise und Haltung begründeten einen Paradigmenwechsel im Hilfeverständnis karitativer Organisationen, der mit ihrer Ernennung zur Generalsekretärin der Philadelphia's Charity Organization Society gefördert wurde. Zunächst etablierte sie Trainings für die „visitors“ und



Fallkonferenzen zu Ausbildungszwecken, in weiterer Folge machte sie sich für den Einsatz bezahlter Kräfte stark. In ihrem Engagement für eine akademische Ausbildung von Sozialarbeiter:innen orientierte sich Richmond ausdrücklich am medizinischen Modell, gleichzeitig warnte sie aber vor einem rein akademischen Studium und betonte die Notwendigkeit von „shoulder-to-shoulder contact which makes co-operation natural and inevitable“ (Richmond 1930:102, zitiert in Wendt 1995:179). Sie gründete eine „Training School for Friendly Visitors“, die sie bald als „Case Worker“ bezeichnete. Anstelle der Prüfung, ob die zu unterstützenden Familien „hilfewürdig“ seien, wurden die Bedürfnisse der Familie erhoben und wurde geplant, wie sie besser zu erfüllen seien. 1899 erschien ihr Buch „Friendly Visiting Among the Poor“, in dem sie Erhebungs- und Unterstützungstechniken darlegt. Richmond engagierte sich darüber hinaus in kommunalpolitischen Reformen: „She worked to pass wife-desertion and non-support bills as well as state laws regulating child labor, to establish a juvenile court, and to investigate housing conditions.“ Dennoch erkannte sie in der Einzelfallhilfe die wichtigste Form der Unterstützung. Richmond lehrte an der Summer School of Applied Philanthropy, die zur New York School of Social Work werden sollte, und an der University of Pennsylvania. Neben ihrem Engagement für die Professionalisierung der Sozialen Arbeit verbreitete sie ihre Erfahrungen und ihr Wissen mithilfe von Beratung für andere Städte und deren karitative Organisationen. Sie war Herausgeberin des „Field Department of Charities magazine“, was maßgeblich zu ihrem Bekanntheitsgrad beitrug und sie zu einer „national figure in the developing field of social work“ in den USA machte. 1909 wurde sie Geschäftsführerin des Charity Organization Departments der einflussreichen Russell Sage Foundation. Basierend auf der Analyse von Fallberichten aus 57 unterschiedlichen (Teil-)Organisationen verfasste sie ihr Hauptwerk „Social Diagnosis“, in dem sie in akribischer Weise Strategien, Instrumente und Techniken zur umfassenden Erhebung von Lebensumständen und Interventionsansätze beschreibt. Mit ihrer weithin rezipierten Publikations- und mithilfe ihrer Lehrtätigkeit etablierte sie die Methodologie für Case Work und eine Reihe von Standards für Sozialarbeiter:innen. Außerdem war es ihr Anliegen, die Sozialarbeitsprofession öffentlich bekannt zu machen, was in ihrem 1922 erschienenen Werk „What is Social Case Work“ zum Ausdruck kommt. In ihren letzten Lebensjahren engagierte sie sich für Reformen des Eherechts.

Quellen:

Matt, Susan J. (2023): Richmond, Marry E. (1861–1928). In: Women in World History. A Biographical Encyclopedia. <https://www.encyclopedia.com/women/encyclopedias-almanacs-transcripts-and-maps/richmond-mary-e-1861-1928> [05.08.2023]

Wendt, Wolf Rainer (1995): Geschichte der Sozialen Arbeit. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Enke.

**Paul Ricoeur,**

geboren 1942 in Solothurn/Schweiz, studierte Soziologie und Ökonomie in Genf, Köln und Bern. Er promovierte an der Universität Bern und habilitierte an der Universität Kassel. Ricoeur lehrte an Universitäten in der Schweiz, in Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Seine Forschungs- und Publikationsschwerpunkte lagen in der Lebenslauf-, Generationen- und Altersforschung. Mit seinem Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs trug er maßgeblich zu einer Verschränkung einer formalen Perspektive auf Lebensverläufe und einer lebensweltlich biografischen Sichtweise bei. Die von ihm gegründete Kohli-Stiftung möchte die Öffentlichkeit für die Bedeutsamkeit der Soziologie sensibilisieren und fördert soziologische Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten.

Gerhard Riemann,

geboren 1951, studierte Soziologie in Bielefeld. Riemann war an der Universität Bamberg Professor für Soziale Arbeit und von 2007 bis zu seiner Emeritierung Professor für Soziale Arbeit an der Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg. Seine Forschungsschwerpunkte lagen in der Ethnografie und Biografieforschung sowie in Analysen professionellen Handelns. Riemanns Dissertation aus dem Jahr 1983, die von Fritz Schütze und Anselm Strauß begleitet und betreut wurde, befasst sich mit dem Fremdwerden der eigenen Biografie von psychiatrieeerfahrenen Personen und liefert noch heute wesentliche Hinweise zu Risiken von Fallkonstruktionen, Institutionalisierung und Hospitalisierung.

Gabriele Rosenthal,

geboren 1954 in Schwenningen, Baden-Württemberg/Deutschland, studierte Soziologie, Politikwissenschaften, Psychologie in Konstanz und Bielefeld und absolvierte eine Ausbildung zur Erziehungs- und Familienberaterin. Sie habilitierte bei Fritz Schütze und Regine Gildemester in Kassel und lehrte an Universitäten in Deutschland, Israel, Brasilien und Österreich. Gabriele Rosenthal ist weithin für ihre Expertise in Biografie- und Migrationsuntersuchungen sowie in qualitativer Sozialforschung bekannt; sie forschte u.a. über die Bedeutung des Holocausts im Leben von drei Generationen von Holocaust-Überlebenden und von Nazi-Tätern und deren Nachkommen, über Biografien im globalen Süden, über Kindersoldaten, über Selbst- und Fremdbilder von Palästinenser:innen im Westjordanland und in Israel. Rosenthal war mit dem Biografieforscher Wolfram Fischer-Rosenthal verheiratet, mit dem sie auch gemeinsam publizierte. Aktuell (2023) ist sie als Professorin für Interpretative Sozialforschung an der Georg-August-Universität Göttingen tätig.



Lebenslauf: https://www.uni-goettingen.de/de/document/download/ee908c6cf480fc9fdf5eecdca073545.pdf/Neu_GR_CV_2021.pdf

Weitere Informationen und Publikationen: <https://www.uni-goettingen.de/de/28238.html>

Fritz Schütze,

geboren 1944 in Augsburg/Deutschland, studierte Soziologie, Philosophie und Sprachwissenschaften in Münster. Er promovierte und habilitierte an der Universität Bielefeld und arbeitete u.a. mit Anselm Strauss und Gerhard Riemann zusammen. Schütze lehrte qualitative Verfahren der Sozialforschung an der Gesamthochschule Kassel im Fachbereich Sozialwesen und war von 1993 bis zu seiner Emeritierung 2009 Universitätsprofessor für Soziologie/Mikrosoziologie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Fritz Schütze ist für seine Biografischen Forschungsarbeiten und insbesondere für die Entwicklung des narrativen Interviews international bekannt. Darüber hinaus konzipierte er gemeinsam mit Gerhard Riemann den interaktionistischen Ansatz der Professionssoziologie.

Weitere Informationen zum Lebenslauf und zu Publikationen: <https://forschung-sachsen-anhalt.de/pl/schuetze-4558>

Christin Schörmann,

geboren 1979 in Deutschland, studierte Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen in Paderborn und promovierte in Erziehungswissenschaften an der Technischen Universität Dresden. Sie verfügt über langjährige Erfahrung in der Arbeit mit Menschen mit psychischen Erkrankungen und hat seit 2022 eine vertretende Professur für Sozialarbeitswissenschaften an der Fachhochschule Bielefeld inne. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Biografiearbeit und Biografieforschung mit schwer erreichbaren Klient:innen der Sozialen Arbeit, in der interprofessionellen Zusammenarbeit in Sozial- und Gesundheitswesen und der Gemeindepsychiatrie.

Weitere Informationen: <https://www.hsbi.de/sozialwesen/ueberuns/personenverzeichnis/christin-schoermann>

Uwe Uhlendorff,

geboren 1961 in Göttingen/Deutschland, studierte Pädagogik, Soziologie und Kommunikationswissenschaften an der Universität Göttingen. Er promovierte bei Klaus Mollenhauer zu sozialpädagogisch-hermeneutischer Diagnostik von Deutungsmustern und Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen in Göttingen und habilitierte zur Geschichte des Jugendamts an der Universität Kassel. Nach Stationen als



wissenschaftlicher Projektmitarbeiter, Hochschulassistent und Hochschuldozent ist er seit 2004 Universitätsprofessor für Sozialpädagogik an der Technischen Universität Dortmund.

Quelle:

Technische Universität Dortmund, Institut für Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung und Pädagogik der frühen Kindheit: Prof. Dr. Uwe Uhlendorff. <https://isep.ep.tu-dortmund.de/institut/personen/uwe-uhlendorff/> [05.08.2023]

9 Annex

9.1 Projekt TransSoDia

Soziale Arbeit ist eine Profession und Disziplin, die sich der Bekämpfung von Armut, der Förderung des Wohlergehens der Menschen und der sozialen Gerechtigkeit verschrieben hat. Soziale Arbeit widmet sich der sozialen Integration in Lebenswelten und der gesellschaftlichen Inklusion benachteiligter Personengruppen. Sie ist den demokratischen Grundwerten und den Menschenrechten verpflichtet. Ihre Schwerpunkte liegen in der Arbeit mit Armutsbetroffenen und -gefährdeten, Straffälligen, Suchtkranken, chronisch und/oder psychisch Kranken, gefährdeten Kindern und Jugendlichen, Menschen mit Behinderungen etc. In dem vom EU-Programm Erasmus+ kofinanzierten Projekt [TransSoDia - Kooperative Soziale Diagnostik transnational und digital lehren und lernen](#) haben drei Hochschulen aus Österreich, den Niederlanden und Deutschland ihre Kooperation intensiviert, um Studierende und Praktiker*innen der Sozialen Arbeit in ihren diagnostischen Kompetenzen zu stärken. Die Projektpartner*innen widmen sich der fachlich-inhaltlichen Weiterentwicklung von Instrumenten der kooperativen Sozialen Diagnostik sowie innovativen didaktischen Methoden. Das vorliegende Produkt ist Teil der im Projekt entwickelten Informations- und Lernmaterialien.

Laufzeit: 01.04.2022 – 31.03.2025

Projektteam:

Fachhochschule St. Pölten (AT):

- FH-Prof. DSA Mag. Karin Goger MSc MSc
- FH-Prof. Mag. (FH) Christina Engel-Unterberger
- Dipl.-Ing. Mag. Alexander Rind
- Julia Böck BSc

Fachhochschule Kiel (DE):

- Prof. Dr. phil. habil. Joseph Richter-Mackenstein

Saxion University of Applied Sciences Enschede (NL):

- Christian Schwital, BA, MA

9.2 Haftungsausschuss

Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der:die Verfasser:in; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.